Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

SECHSTES HEFT ◆ ◆ 6. JAHRGANG ◆ ◆ JUNI 1919

INHALT:

Douglas Goldring: Der Kampf um die Freiheit.
Ernst Toller: Gedichte.
Max Hodann: Die Partei der Vernunft.
Alfred Wolfenstein: Aufruf gegen ein Gift.
Oscar Levy: Nietzsche im Krieg.
Das weiße Brett.
René Schickele: Abschwur.

EINZELPREIS 2 MARK
ODER 2 FRANKEN

VIERTELJÄHRL. 5 MARK
ODER 5 FRANKEN

1919

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Soeben erschien:

GUSTAV LANDAUER

GEDÄCHTNISREDE
in der Volksbühne zu Berlin
gehalten am 25. Mai 1919 von

JULIUS BAB

Preis 1,50 M.

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

In einigen Tagen erscheint:

REVOLUTIONSTAG IN BERLIN

Sechs Lithographien von
ERNST STERN

60 numerierte Exemplare, wovon 50 in den Handel kommen. Die Lithographien wurden unter Aufsicht des Künstlers auf bestes Zandersbütten in der Pan-Presse gedruckt und jedes Blatt vom Künstler eigenhändig signiert.

Größe der Mappe 53:70 cm Subskriptionspreis 200 Mark

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

Douglas Goldring:

DER KAMPF UM DIE FREIHEIT

Schauspiel in vier Aufzügen

Deutsch von Hermynia von Zur Mühlen

DRITTER AUFZUG.

(Salon in Frau Lamberts Haus in Kensington Square. Die Möbel sind entweder ganz altmodisch oder hypermodern; dieses Gemisch verleiht dem Zimmer ein merkwürdiges Aussehen und symbolisiert gleichsam den Unterschied zwischen Margaret und ihrer Mutter. Da der Vorhang aufgeht, sitzt Frau Lambert, eine Brille auf der Nase, in einen Brief vertieft. (Die Brille paßt schlecht zu der Jugendlichkeit ihrer blonden Perücke.) Ihre geröteten Augen verraten, daß sie geweint hat; da sie den Brief zu Ende gelesen, seufzt sie tief und liest ihn noch einmal. Dann legt sie ihn nieder, nimmt die Brille ab und putzt sie mit dem Taschentuch.

Das Stubenmädchen öffnet die Tür.)

Stubenmädchen: Der Dechant von Devizes und Frau Slaughter.

Frau Lambert: Janey, ich bin so froh, daß Sie gekommen sind. (Sie umarmt Frau Slaughter.) Es ist so gütig von Ihnen, Samuel. (Sie reicht dem Dechanten die Hand.)

Der Dechant: Liebe Mary, Ihr Brief hat mich tief erschüttert. Tief erschüttert! Ich war am gleichen Nachmittag, da sich das traurige Ereignis zugetragen hat, bei Michael . . . Ich entsinne mich, daß mir sein merkwürdiges Benehmen auffiel. Er bat mich sogar, zu gehen, weil er eine „Verabredung" habe. Hätte ich doch gewußt, um was für eine Verabredung es sich handelt. Hätte — ich — es — doch gewußt!

Frau Lambert: Ich bin verzweifelt über Margaret; das Kind ist dem Wahnsinn nahe; gestern Abend befürchtete ich ernstlich, sie werde den Verstand verlieren.

Frau Slaughter (mit furchtbarer Heiterkeit): Komm, komm, Mary. Sie wird sich schon beruhigen. Sie muß tapfer sein; wir müssen alle tapfer sein; müssen die Köpfe zusammenstecken. Samuel wird uns beraten. (Flüsternd) Erzählen Sie uns, Mary, von allem Anfang an, was geschehen ist.

Frau Lambert: O, ich vermag darüber nicht zu sprechen . . . es ist so entsetzlich, so furchtbar. Mein einziger Trost ist, daß Michael sich in Grund und Boden schämt. Hier sein Brief. Ich erhielt ihn vor einer Stunde und weiß nicht, wie ich ihn auffassen soll. (Sie reicht den Brief dem Dechanten.)

Der Dechant (setzt seinen Zwicker auf, liest. Frau Slaughter blickt, auf den Zehen stehend, über seine Schulter in den B ief.) Hm. Hm. Hm. Ich muß sagen: das ist ein männlicher, ehrenhafter Brief.

Frau Lambert: Er scheint jedenfalls bereit, alles nach Kräften gutzumachen . . . ich weiß bloß nicht, wie sich Margaret dazu stellen wird. Sie weint ununterbrochen. O, wäre es doch nicht geschehen . . . Wäre es doch nicht geschehen. (Sie stützt den Kopf in beide Hände.) Mir ist vor lauter Nachdenken zu Mute, als müßte mir der Kopf bersten.

Der Dechant: Nun, nun; beruhigen Sie sich, Mary. Einige Sätze dieses Briefes lassen keinen Zweifel darüber bestehen, welchen Weg Margaret einzuschlagen hat. Die Kirche hat in ihrer Weisheit auch für solche Fälle Regeln aufgestellt. Wenn der Mann hierzu gewillt ist, muß das Paar heiraten, und Michael verlangt ja gar nichts anderes. Er schreibt: Das erste, was ich bei meiner Ankunft in London tat, war, daß ich mir eine Eheerlaubnis verschafft habe, in der Hoffnung, ich werde Margaret dazu bewegen können, mich vor meiner Abreise zu heiraten. Mein innigster Herzenswunsch ist, daß sie trotz dem Vorgefallenen auf meine Bitte eingehen und mir einen Augenblick des Wahnsinns verzeihen möge, auf den ich mit Reue und Entsetzen zurückblicke. Wie traurig auch alldies ist, wir dürfen mit dem armen Jungen nicht zu streng ins Gericht gehen. Müssen bedenken, was er alles unseretwi.len ertragen hat.

Frau Lambert: Nicht wir sind es, die ihn verurteilen, Samuel; Margaret ist es. Eigentlich ist es nicht unsere Angelegenheit, denn sie hat ihn zu heiraten, nicht wir.

Der Dechant: Darin haben Sie Recht, Mary; nicht in unseren Händen liegt das Urteil, doch auch nicht in denen Margarets. Der Herr in seinem Erbarmen verschmäht nicht ein zerknirschtes, bußfertiges Herz. Als Geistlicher muß ich sagen, dieser Brief beweist den rechten Geist; als Weltmann deucht mich das

Schreiben äußerst aufrichtig, großmütig, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, gentlemanlike.

Frau Lambert (seufzend): Das ist ja alles recht gut und schön, doch vergessen Sie bei Ihrer Rechnung — Margaret. Sie wird es nie zugeben, daß man sie auf diese Art wieder zu einer ehrbaren Frau macht — wie ein Dienstmädchen, das ins Unglück geraten ist.

Der Dechant: Ich werde mit ihr sprechen, Mary; wenn nötig: unter vier Augen. Ich bin überzeugt, daß sie ihre Pflicht als eine englische, christliche Dame erfüllen wird.

Frau Slaughter (heftig): Wenn Margaret auch nur den geringsten Patriotismus besitzt, so muß sie die Angelegenheit mit unseren Augen sehen. Michael hat als Soldat einen ausgezeichneten Ruf. Er besitzt das Militärkreuz und die Ehrenlegion! Außerdem ist er in jeder Beziehung eine äußerst gute Partie, hat ungefähr 4000 Pfund Einkommen. Es wäre ein Wahnsinn, sich alle Lebensaussichten zu verderben. Sie müßten gleich heiraten. Morgen. Das ist die einzige Möglichkeit, alles wieder in Ordnung zu bringen.

Frau Lambert: Margaret ist anderer Meinung. Sie nennt ihn einen Verbrecher. Die meisten Leute kämen für so etwas ins Gefängnis. Arme Leute natürlich. War es nicht Ihr Untergärtner, Samuel, mit dem sich ähnliches ereignet hat? Ich weiß nicht, woher Margaret es weiß, aber sie spricht unentwegt davon.

Der Dechant (empört): Wahrlich, Mary, gegen diesen Ausspruch muß ich protestieren. Die beiden Fälle haben nicht die geringste Ähnlichkeit. Dieser Jenkins, von dem Sie sprechen, war ein lasterhafter, verdorbener Mensch. Noch bevor er zum Heer ging, mußte ich ihm zweimal wegen Trunkenheit kündigen.

Frau Slaughter (heiter): Bleiben wir bei der Sache, Mary, und versuchen wir, alles in Ruhe und mit Vernunft zu betrachten. Es hat keinen Sinn, über ein Unglück die Hände zu ringen. Da gilt es: „erste Hilfe" leisten. Dies wenigstens hat uns der Krieg gelehrt.

Der Dechant: In diesem Fall befinden sich die Vernunft und die Lehren der Kirche in völliger Übereinstimmung. Der Pfad liegt klar vor unseren Augen.

Frau Lambert (ohne Überzeugung): Ich fürchte, Margaret ist nicht sehr vernünftig gestimmt . . .

Der Dechant: Und wohl auch nicht sehr religiös. Nun, wir müssen dem armen Mädchen so sanft sein, wie es dies die in ihrem eigenen Interesse nötige Strenge gestattet. Wir dürfen aber keine Zeit verlieren; Michaels Urlaub läuft morgen ab.

Frau Lambert: Ich fürchte, ihr Herz ist gebrochen. Sie wird niemals einwilligen.

Frau Slaughter: Das Herz wird heilen, Mary, es wird heilen. Ich weiß, was ich sage. Die ganze Angelegenheit ist mehr eine medizinische als eine moralische. Wenn Margaret dies versteht, so wird sie auch verzeihen. Ich muß mich doch in derlei Dingen auskennen, habe hunderte von Nervenschockfällen im Spital gehabt. Die armen Kerle sind nicht verantwortlich . . . Mehr kann man darüber nicht sagen. Sie dürfen nicht nach dem gewöhnlichen Maßstab beurteilt werden. Michael ist von einem plötzlichen Nervensturm fortgerissen worden. Nun, da er sich erholt hat, ist er zu jeder Sühne bereit. Sie wissen Mary, er ist eine ausgezeichnete Partie. Sie sollten morgen heiraten und den Rest von Michaels Urlaub anderswo zubringen. Das wäre das allerbeste. Diese Ehe wird Margaret von ihren unliebsamen Bekannten fernhalten, die ihren Geist mit sozialistischen Theorien vergiften. Und Michaels Liebe zu ihr läßt sich gar nicht in Frage stellen.

Frau Lambert: Ich muß schon sagen, ich stelle mir die Liebe anders vor! Und wenn er verrückt ist, wie kann ich sie dann mit ihm fortgehen lassen?

Frau Slaugther: Ich habe niemals gesagt, daß er verrückt sei.

Der Dechant (sich erhebend und gewichtig auf und ab gehend): Entsinnen Sie sich, Mary, der tiefgehenden Worte unseres großen Dichters:

„Und dennoch hoffen wir, daß irgendwie
das Gute wird des Bösen Endziel sein."

Unsere Pflicht ist es, dafür zu sorgen, daß aus dieser schrecklichen Angelegenheit Gutes erwachse; dies ist der Punkt, wo Religion vonnöten, wo die Führung der Kirche von ungeheurer Wichtigkeit ist.

Frau Slaugther: Wir dürfen auch nicht vergessen, daß Michael seit achtzehn Monaten um unseretwillen, um Margarets willen sein Leben aufs Spiel gesetzt hat. Wir müssen uns daran erinnern, daß Krieg ist. Das Mindeste, was unserer Dankbarkeit zukommt, ist, das Vorgefallene nicht all zu streng zu beurteilen. Besonders nach Michaels reuigem Brief! Denn dieser ist, wie der Dechant sagte, der Brief eines vollkommenen Gentleman.

Frau Lambert: Als ich ein junges Mädchen war, gaben Gentlemen ihren zukünftigen Frauen keine Betäubungsmittel, um bei ihrer Werbung Fortschritte zu machen.

Der Dechant: Der Junge gab einer plötzlichen Versuchung nach, Mary, war in einem Zustand völliger nervöser Überreizung. Vergessen sie nicht, daß er im Schützengraben Tag für Tag, achtzehn Monate lang, an Margaret gedacht hat. Er kehrt heim und erfährt als erstes, daß Margaret von ihm, herzloser Weise, nichts mehr wissen will. Stellen sie sich doch den furchtbaren Schock vor! Kein Wunder, daß er sein moralisches Gleichgewicht verlor. Auch Margaret ist in der Sache keineswegs von jeder Schuld freizusprechen.

Frau Lambert: Margaret war ein unschuldiges, unverdorbenes Kind.

Frau Slaugther: Und kann morgen oder übermorgen, wenn sie Vernunft annimmt, eine glücklich verheiratete Frau sein. Seien Sie doch vernünftig, Mary.

Frau Lambert: Sie wird nicht glücklich sein.

Frau Slaughter: Wir müssen versuchen, sie glücklich zu machen, zu erheitern. Ihr helfen, damit sie allen Kummer in den Hochzeitsvorbereitungen vergesse. Ich will sie selbst begleiten, wenn sie die Ausstattung kauft. Ich weiß ein Geschäft, das speziell für Kriegstrauungen eingerichtet ist. Dort bekommt sie alles Nötige in achtundvierzig Stunden, und sie wird so beschäftigt sein, daß sie keinen Augenblick Zeit finden wird, an das erlittene Unrecht zu denken.

Frau Lambert: Sie scheinen beide nicht einzusehen, daß Margaret mit Michael gebrochen hat, weil sie einen anderen liebt. Das ist ja das Schreckliche.

Frau Slaugther: Wie? Sie meinen doch nicht den sozialistischen Agitator, den wir unlängst bei Eleanor Lambert trafen? Wie konnten Sie das gestatten!

Der Dechant: Ein sozialistischer Agitator . . . ein Atheist! Wollen Sie tatsächlich damit sagen, daß sie wegen eines Sozialisten mit einem Mann aus ihrer eigenen Klasse gebrochen hat? Ich kann nicht glauben, daß das ihr Ernst ist? Ist es aber dennoch wahr, so betrachte ich das Vorgefallene als eine Fügung der Vorsehung. Wahrlich, Gott zeigt sich auf geheimnisvolle Weise. Es ist eine Rettung, ein Segen für Margaret. Nun ist jeder Zweifel an die Notwendigkeit einer Ehe mit Michael behoben. Und es ist von jedem Standpunkt aus unbedingt erforderlich, daß die Zeremonie sofort stattfinde.

Frau Slaugther: Samuel, telephoniere Michael an; er möge gleich herkommen. Wir wollen die Sache sofort regeln, es geht nichts über schnelles Handeln. Geh, Samuel, bitte. Das Telephon befindet sich in der Halle, nicht wahr, Mary?

Frau Lambert: Ja. (Dechant ab. Mit jäher Energie) Ich möchte gerne wissen, weshalb Margaret bei alldem außer acht gelassen wird? Samuel kann telephonieren, soviel er will; ich kenne doch Margaret. Schließlich ist sie meine Tochter. Sie wird gegen ihren Willen niemand heiraten. Wir können sie nicht zwingen, Michaels Frau zu werden.

Frau Slaugther (ihre Stimme ist mit Diplomatie durchtränkt): Natürlich nicht; doch können wir ihr alles verständig und gütig beibringen. Sie wird ein vernünftiges Mädchen sein, wenn es darauf ankommt, das Rechte zu tun. Davon bin ich überzeugt. Lassen Sie mich mit ihr sprechen. Wollen wir sie nicht lieber jetzt, da Samuel fort ist, rufen lassen?

Frau Lambert: Ja

(Frau Slaugther erhebt sich, geht zum Kamin und drückt energisch auf die Klingel.)

Frau Slaughter: Ich weiß ja, wie furchtbar erschüttert das arme, liebe Kind sein muß; sie hat einen entsetzlichen Nervenchock erlitten. Aber sie wird darüber hinwegkommen; sie wird darüber hinwegkommen.

(Stubenmädchen tritt ein.)

Stubenmädchen: Haben Sie geläutet, gnädige Frau?

Frau Slaughter: Ja, Wilkins. Bitten Sie Fräulein Margaret, für einen Augenblick in den Salon zu kommen.

Stubenmädchen: Ja, gnädige Frau.

Frau Lambert (wütend, weil Frau Slaughter ihrem Mädchen Befehle erteilt): Margaret wird mir niemals verzeihen, daß ich es Ihnen gesagt habe. Sie haßt es, wenn ich über sie oder ihre Angelegenheiten spreche.

Frau Slaughter: Nun, Mary, ich glaube, da ich Margarets Taufpatin bin . . . der Dechant sie getauft hat und wir Philipp und Michael Henderson seit ihrer Kindheit kennen, wird vielleicht sogar Margaret zugeben, daß wir ein Recht hatten, von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt zu werden. Wer könnte befähigter sein als Samuel, ihr in dieser schweren Zeit beizustehen und sie zu beraten?

Frau Lambert: Sie wissen ja, Janey, daß ich stets in allem Samuels Rat einhole; er ist der erste, an den ich mich in einer schwierigen Lage wende. Aber Margaret ist ein so seltsames Mädchen. Stellen Sie sich vor, sie hat die Sache zuerst Eleanor und erst dann mir erzählt.

Frau Slaughter (sichtlich erregt): Was Sie nicht sagen, Mary! Eleanor ist die letzte, die in diese Sache hereingezogen werden

durfte. Ihr Einfluß auf Margaret ist stets der allerungünstigste gewesen. Ich glaube, Eleanor trägt wirklich die Verantwortung für alles. Wenn Margaret nicht mit Michael gebrochen hätte, hätte er nie — eh — eh — dermaßen den Kopf verloren.
(Margaret tritt ins Zimmer. Sie ist sehr blaß, hat verweinte Augen, sieht sehr krank aus. Ihre Nerven sind äußerst überreizt, sie blickt erschreckt um sich.)

Frau Slaughter (eilt ihr entgegen, umarmt sie mütterlich): Mein armer Liebling!
(Margaret fährt wie von einem Schlag getroffen zusammen, blickt flehend auf ihre Mutter.)

Margaret: Wolltest Du etwas, Mutter?

Frau Slaughter (sich vordrängend): Ja, Liebling, wir haben gute Nachrichten für Sie . . . Nun, nun . . . Die Dinge sind nicht so arg, wie sie aussehen.

Margaret (kalt, mühsam die Worte hervorstoßend): Ich fürchte, ich verstehe Sie nicht, Frau Slaughter. Ich erwarte keine guten Nachrichten.

Frau Slaughter (der Warnung in Margarets Ton nicht achtend): Liebste, Ihre Mutter hat von Michael einen langen, höchst ehrenhaften Brief erhalten.

Margaret (zu Frau Lambert): Mutter! Wie konntest Du . . . wie konntest Du so grausam sein! (Sie sinkt schluchzend auf einen Stuhl, bedeckt das Gesicht mit beiden Händen.)

Frau Lambert (tief bewegt, rührend, doch etwas lächerlich in ihrem Kummer): Margaret, Liebste! Was sollte ich tun? Ich mußte jemand um Rat fragen. Alles war so schwer. Ich wollte das Beste; glaube mir, Margaret.

Margaret (zornig): Was für ein Recht hattest Du, das Vorgefallene ohne meine Erlaubnis mit irgend jemand zu besprechen? Ich bin kein Kind.

Frau Slaughter: Margaret, Sie versetzen mich in Erstaunen. Sie können doch wirklich zu den alten Freunden Ihrer Eltern Vertrauen hegen. Ihre eigene Taufpatin . . . Der Dechant, der Sie in die Kirche aufgenommen hat. Ihre Ehre ist unsere Ehre, Liebling.

Margaret: Nein. Jede Frau ist die Hüterin ihrer eigenen Ehre. Wenn ich Hilfe brauche . . . ich bin nicht stumm, kann sie verlangen.

Frau Slaughter (zu Frau Lambert): Ich fürchte, das arme Kind befindet sich in einem höchst überreizten Zustand. (Zu Margaret.) Hören Sie mich an, Margaret. Ich begreife vollkommen Ihre

Gefühle. Sie dürfen jedoch nicht vergessen, daß wir älter sind als Sie, mehr Lebenserfahrung besitzen. Unser einziger Gedanke — unser einziger Wunsch, Margaret, ist, Ihnen zu helfen, Ihre Interessen nach Möglichkeit zu wahren. Bloß übergroße Liebe veranlaßte Ihre Mutter, sich an den Dechanten und mich zu wenden . . .

Margaret (verächtlich): Sie braucht immer den Rat des Dechanten — wenn die Köchin kündigt oder das Feuer nicht brennen will, oder wenn sie ihr Geld schlecht angelegt hat. Es ist eine Gewohnheit von ihr. Aber das . . . das ist zu viel.

Frau Lambert: Margaret, Du brichst mir das Herz.

Frau Slaughter (einschmeichelnd): Versuchen Sie, sich zu beruhigen, Liebste. Ich will Ihnen in wenigen Worten alles sagen, und dann können wir das Ganze überdenken.

Margaret: Was glauben Sie denn, das ich bis jetzt getan habe? Überdenken!

Frau Slaughter: Hören Sie mich an, Margaret. Michael bereut sein Unrecht aus ganzem Herzen . . . er hat Ihrer Mutter einen schönen, männlichen Brief geschrieben. Sein ganzes Leben geht in Ihnen auf. Er bittet, Sie mögen ihm verzeihen. Nichts in der Welt wünscht er sehnlicher, als Sie sofort zu heiraten — ehe er an die Front zurückkehrt. Überlegen Sie, Margaret. Seien Sie nicht hart. Denken Sie daran, was vielleicht seiner an der Front harrt. Vielleicht sehen Sie ihn diese Woche zum letzten Mal.

Margaret: Ich werde ihn nie mehr sehen, wenn ich es vermeiden kann.

Frau Slaughter: Margaret!

Margaret: Ich wünsche nicht, daß er umkommt, wie Sie vielleicht glauben. Ich meine bloß das, was ich sagte.

Frau Slaughter: Sie sind wirklich ein seltsames Mädchen. Warum die Dinge noch ärger machen? Sie könnten so glücklich sein. Eine echte Kriegstrauung! Der Dechant würde selbst die Trauung vornehmen. Alle Ihre Freunde wären anwesend, würden Ihnen Glück wünschen. Nun? . . .

Margaret: Danke, Frau Slaughter. Ich will keine Kriegstrauung. Bin des Krieges überdrüssig Michael weiß sehr gut, daß ich ihn nicht heiraten kann. Er hat sich einfach gerächt, Sie alle geblufft. (Der Dechant kommt.)

Der Dechant (zufrieden lächelnd): Ah! Da sind wir. Mein liebes Kind! (Er ergreift Margarets Hände.) Gute Botschaft! Fassen Sie Mut. Alles wird sich zum Besten wenden.

Margaret: So? Wie?

Der Dechant: Sie werden verzeihen, Margaret, so wie Gott in seiner Barmherzigkeit Ihnen vergeben wird. Wenn Sie, wie ich hoffe, Michael heiraten, so werden Sie einen guten Gatten haben. Und Sie werden ihn in Ordnung halten. Ich weiß es. Weiß es. Oft werden Ehen, die schlecht beginnen, die allerglücklichsten.

Margaret: Es wird zu keiner Ehe kommen.

Der Dechant: Doch, doch Liebste . . . Michaels Brief zufolge. Sein einziger Wunsch ist, das begangene Unrecht zu sühnen. Sie können ihm nicht verweigern . . .

Margaret: Was liegt mir an seinem Brief! Hat denn keiner von euch Verständnis?

Frau Slaughter: Gerade weil wir Verständnis haben, Margaret, weil wir das Leben verstehen, bitten wir Sie, vernünftig zu sein.

Margaret: Ich werde Michael Henderson nicht heiraten. Es ist mir einerlei, was Sie sagen. (Zu Frau Lambert.) Mutter, laß mich gehen. Weshalb gestattest Du, daß ich gequält werde?

Frau Lambert: O, mein Kind, ich bin so unglücklich. Aber der Dechant muß recht haben. Ich weiß, daß er recht hat.

Margaret: Die ganze Angelegenheit geht nur mich an. Ich heirate ihn nicht.

Frau Slaughter (streng): Hören Sie mich an, Margaret. Wir sind alle älter als Sie, vielleicht auch etwas weiser und erfahrener. Wir wissen genau, wie Ihnen zu Mute ist . . .

Margaret: Ich glaube nicht.

Frau Slaughter: (sich beherrschend) Ob Sie es glauben oder nicht, es ist dennoch wahr. Es wird Ihnen nicht gelingen, mich gegen Sie aufzubringen, mein Kind, was immer auch Sie sagen mögen.

Margaret: Nein, Sie werden mir nicht einmal diese Genugtuung gönnen.

Frau Slaughter: Ihr Interesse liegt uns viel zu sehr am Herzen. Eines Tages werden Sie dies einsehen und uns dankbar sein. Wir denken an die Zukunft, Margaret; können nicht gestatten, daß Ihr ganzes Leben durch dieses . . . dieses Unglück verdorben werde. Michael ist mehr als bereit, Ihnen den Schutz seines Namens zu geben

Margaret: Wie großmütig von ihm!

Der Dechant: Ihr Ton schmerzt mich unsäglich, Margaret. Sie werden doch nicht Ihre Christenpflicht vergessen . . .

Frau Slaughter: Versuchen Sie weniger hart zu sein, Margaret. Weshalb wollen Sie nicht etwas Großmut zeigen? Michael liebt Sie bis zum Wahnsinn. Seit anderthalb Jahren setzt er sein

Leben aufs Spiel . . . für Sie! Ziehen Sie doch die furchtbare Wirkung, die der Krieg auf den armen Jungen gehabt, in Betracht. Denken Sie an die entsetzliche Nervenanspannung im Schützengraben, Monat um Monat! Sie haben ihn einmal geliebt, haben genügend Liebe empfunden, um sich mit ihm zu verloben. Diese Liebe kann nicht völlig erstorben sein.

Margaret (sich erhebend): Bitte, sprechen Sie nicht weiter, Frau Slaughter. Ich werde keine Klage gegen Michael erheben, verlange gar nicht, daß der Mann eingesperrt werde. Ich bin nicht rachsüchtig. Aber ich werde ihn nicht heiraten, ich kenne ihn zu gut.

Frau Lambert: Margaret, Liebste!

Der Dechant: Welch sinnloses Gerede! Klage erheben?! Das wäre für Sie der Ruin! Die Öffentlichkeit! Der Skandal! Außerdem würde ihn kein Richter verurteilen und dies ganz gerechtfertigter Weise.

Margaret: Ist Ihr Gärtner damals nicht verurteilt worden? Werden wir die Deutschen, wenn sich hierzu die Gelegenheit bietet, nicht ihrer angeblichen Greueltaten wegen verurteilen? Und haben nicht auch deren Nerven unter Krieg und Hunger gelitten? Weshalb sollte es für Michael eine Entschuldigung geben?

(Eleanor Lambert betritt, vom Stubenmädchen geleitet, das Zimmer.)

Der Dechant (hitzig): Diese Fälle sind völlig verschieden, haben nichts Gemeinsames.

Fräulein Lambert (zu Frau Lambert): Guten Tag, Mary. (Zum Dechanten und Frau Slaughter) Guten Tag, Janey, Samuel (sie schüttelt ihnen die Hand) Margaret, Liebste, Du siehst aus wie Daniel in der Löwengrube, doch ermangelt Dir offensichtlich seine Technik.

Margaret (weinend): O, Tante Eleanor! (Sie verbirgt ihr Gesicht an der Brust ihrer Tante. Fräulein Lambert legt einen Augenblick schützend den Arm um sie, drückt sie dann sanft auf den Stuhl.)

Fräulein Lambert: Setz Dich, Margaret. Was ist denn hier los? Halten Sie die Gerichtssitzung ab, Samuel? Welche Fälle sind völlig verschieden, wenn ich fragen darf?

Margaret: Der Dechant behauptet, Michaels Benehmen sei ein ganz anderes als das des Gärtners Den Gärtner hat er einsperren lassen . . . doch will er, daß ich Michael heirate.

Der Dechant: (verstört) Ich bitte Sie, Eleanor . . . Wenn Sie einen Funken Gefühl haben! Das Kind ist außer sich.

Fräulein Lambert: Ich habe keinen Funken Gefühl, Samuel; nicht den allerkleinsten. Sie könnten mich doch schon kennen.

Weshalb soll Michael Henderson, wenn er das gleiche Verbrechen begangen hat, nicht auch des Gärtners Los teilen?

Der Dechant: (gewichtig) Ich werde mit Ihnen nicht über die Sache reden, Eleanor. Wenn die Opfer, die Michael seinem Vaterland gebracht hat, Ihnen nichts bedeuten . . .

Fräulein Lambert: Aha! Darauf habe ich gewartet — das berühmte „ungeschriebene Gesetz". Das Gesetz, demzufolge die Frauen die Sklavinnen ihrer Verteidiger sind, straflos geschändet, ihre Liebhaber straflos ermordet werden dürfen. Ein schönes Gesetz . . . Mit welcher Begeisterung Sie dafür eintreten, Samuel! Sie verteidigen es ebenso beredt, wie die „Daily Mail" Pemberton Billings „Schwarzbuch".

Der Dechant: (von oben herab) Ihre Schmähungen lassen mich kalt, Eleanor. Ich werde trotzdem unbehindert meine Pflicht erfüllen.

Fräulein Lambert: Das heißt, Sie werden versuchen, das Kind zu zwingen, einen Mann zu heiraten, der, falls er nicht ein Verbrecher, so doch bestimmt ein Verrückter ist . . . ihn zu heiraten, bloß weil er eine Uniform trägt!

Margaret: Ich will lieber sterben, als ihn heiraten.

Fräulein Lambert: Wenn Du meinen Rat befolgst, wirst Du keines von beiden tun.

Der Dechant: (bebend vor Zorn) Hüten Sie sich, Eleanor, sich zwischen Margaret und ihre Christenpflicht zu stellen. Hüten Sie sich!

Fräulein Lambert: Christenpflicht! Dummes Zeug! (sich an Frau Lambert wendend) Mary, ich hoffe, Du hast diesen niedrigen Vorschlag mit der gebührenden Verachtung zurückgewiesen?

Frau Lambert: (weinerlich, trotzig) Ich muß an des Kindes Zukunft denken, und ich glaube, der Dechant hat recht.

Frau Slaughter: Sie können nicht erwarten, daß sich Christen Ihren heidnischen Standpunkt zu eigen machen, Eleanor. Wir wissen nur zu gut, daß Ihnen jeglicher Patriotismus mangelt.

Fräulein Lambert: Wenn Ihr Patriotismus Sie dazu triebe, ein öffentliches Haus als Nebengebäude zu Ihrem Offiziers-Spital zu errichten, so würde ich Margaret bestimmt nicht auffordern, sich dafür freiwillig zu melden.

Frau Slaughter: Ihr Hohn läßt mich unberührt, Eleanor. Margaret muß in einer Welt leben, die sie bereits vorfindet. Die große Masse der Unseren ehrt und achtet unsere tapferen Jungen, selbst wenn Sie dies nicht tun. Michael hat um seines Vaterlandes willen schreckliche Leiden erduldet; kein anständiger Mensch Mann oder Frau, wird ihn verurteilen oder hart beurteilen.

Der Dechant (eisig): Alle Freunde und Verwandte Margarets, Sie ausgenommen, Eleanor, werden sich unserer Ansicht anschließen.

Frau Lambert: Wirklich . . . Eleanor . . . Es ist daran etwas Wahres. Ich kann nichts dafür, daß . . .

Fräulein Lambert: Liebe Mary, warum willst Du lieber alles andere tun, als denken. Diese falsche Rührseligkeit hat unser ganzes Land zum Verfaulen gebracht. Sie macht mich ganz krank. Heutzutage genügt eine hysterische Bemerkung über „unsere tapferen Jungen", um ein ganzes Auditorium mitzureißen; ohne Rücksicht auf Recht und Unrecht, auf Wahrheit, Gerechtigkeit, sogar Vernunft. Ich möchte wissen, was Ihnen an unseren tapferen Jungen liegt, Samuel! Immer predigen Sie den Endsieg . . . immer deuten Sie auf die Gefahr eines Friedens hin, der noch rechtzeitig die Welt vor Ruin und Hungersnot bewahren könnte. Sie würden lieber morgen Millionen Leben opfern, als ein einziges Vorurteil aufgeben. Und fast alle Engländer Ihrer Klasse und Ihres Alters sind genau wie Sie.

Der Dechant: Eine pazifistische Rede von Ihrem Munde, Eleanor, versetzt mich keineswegs in Erstaunen. Darf ich Sie jedoch daran erinnern, daß wir hier über Margarets zukünftiges Glück sprechen? In diesem Augenblick handelt es sich um ihre ganze Zukunft. Eine politische Diskussion ist hier nicht am Platze.

Fräulein Lambert: Ich glaube gerne, daß dies Ihre Meinung ist. Wenn Sie jedoch einmal nachdächten, Samuel, würden Sie vielleicht erkennen, daß dieser Krieg „um die Freiheit der Welt" das Erzgreuel ist, aus dem die kleineren Greuel entspringen. Der Krieg entfesselt im Manne die Bestie, in der Frau die Hündin und die Hyäne. Er ist eine Seuche. Michael Henderson leidet an dieser Seuche, ist von ihr angesteckt, befleckt. Margaret ist noch gesund. Und Sie verlangen, sie solle sich von dem Übel verderben lassen. Soll die Jugend beiderlei Geschlechts der Gier und der Schlechtigkeit der Greise zum Opfer fallen? Ich glaubte, Ihr dürstet bloß nach dem Blut unserer Söhne! Nun verlangt Ihr zum Opfer für Euren Götzen auch noch die Reinheit unserer Töchter.

Der Dechant (empört): Wahrlich, Eleanor, Sie vergessen sich. Dieses Gerede vor Margaret ist höchst peinlich. Ich bin altmodisch genug, daß es mich anwidert, vor jungen Mädchen solche Worte zu hören.

Margaret: Dürfen in altmodischen Kreisen junge Mädchen nicht die Wahrheit hören, Dechant? Auch dann nicht, wenn es sich „um ihre ganze Zukunft" handelt?

Frau Slaughter: Die Wahrheit, Liebste, ist, daß Michael Henderson gefehlt hat — wie es jedem von uns passieren könnte — und daß er aufrichtige Reue empfindet. Er liebt Sie unsäglich und wird Ihnen ein guter Gatte sein. Sie werden es Ihr Lebenlang bedauern, wenn Sie allzu hart gegen ihn verfahren, rachsüchtige Gedanken nähren und schlechten Ratgebern Gehör schenken.

Margaret (trotzig): Ich habe bereits gesagt, daß ich keine Klage erheben werde.

Der Dechant: Wenn Sie töricht genug wären, etwas so Ungeheuerliches zu tun, so würden Sie bald erfahren, daß die ausgezeichnetsten Richter mit meiner Ansicht übereinstimmen. Und aus welchem Grunde? Weil sie Christen sind und die Lehren unserer erhabenen Kirche befolgen.

Fräulein Lambert: Ich bin gerne bereit, die Sache unserer armen Söhne und Töchter und der ganzen leidenden Menschheit zu verfechten. Was jedoch unsere sentimentalen Magistratsherren, unsere an Gehirnerweichung leidenden Richter anbelangt (von der erhabenen Kirche gar nicht zu sprechen), so glaube ich, es wäre weit besser für unser Land, wenn man sie an die Front schaffte und als Kanonenfutter verwendete. Es ist an der Zeit, daß die Richter, die dieses schlechte „ungeschriebene Gesetz" verteidigen, demnach — kein Mann in Uniform Unrecht tun kann — selbst vor Gericht gezogen werden. Sie befolgen ja die Befehle unserer Gossenzeitungen noch bereitwilliger, als dies selbst unsere Politiker tun.

Frau Slaughter (schnupft auf): Eleanor besteigt die Rednertribüne. Doch sind Sie hier nicht im Hyde-Park, Eleanor.

Fräulein Lambert (lacht herzlich): Ha! Ha! Ich werde dennoch weitersprechen; Sie können nicht fliehen, Janey. Dank unserer „christlichen" Richter und der Polizeimagistrate, die Samuel so sehr bewundert, werden in England die Frauen erniedrigt und geschmäht. Gattinnen sind für ihre verhaßten Gatten ein Stück Vieh geworden. Ihre Liebhaber werden straflos ermordet, der Mörder wird freigesprochen, zu einem Helden gemacht. Wenn Sie glauben, die heilige Sache der Alliierten werde durch den § 40d gefördert, der alle jungen, begehrenswerten weiblichen Wesen in Sklavinnen verwandelt, die je nach Belieben von jedem Wahnsinnigen in Uniform geschändet und mißhandelt werden dürfen, so tun Sie mir leid. Wie in aller Welt können Sie erwarten, daß uns Erzählungen über deutsche Greueltaten zur Raserei bringen, wenn Sie die gleichen Handlungen bei unseren eigenen Leuten entschuldbar finden? Wenn Sie wirklich an das Christentum glaubten, das Sie predigen . . .

Frau Slaughter: Wir treten hier nicht als Autoritäten in Fragen der Suffragettenethik auf, Eleanor, wir sind hergekommen, um Margaret zu retten.

Margaret: Ich sehe nicht ein, wer mich retten kann, wenn ich es nicht selbst tue. Ich bin alt genug, meine eigenen Angelegenheiten zu ordnen.

Der Dechant: Liebes Kind, es gibt für Sie bloß eine Rettung: Ihr Vertrauen in den Allmächtigen setzen und Christi Worte befolgen. Versuchen Sie, christliches Erbarmen zu üben. Ein großes Unrecht ist Ihnen angetan worden; dies ist der Augenblick, Böses mit Gutem zu vergelten. Margaret, ich habe Sie als winziges Kindlein mit diesen Händen getauft. Lassen Sie mich in dieser Stunde des Jammers und der Bitterkeit Ihr Führer sein. Fassen Sie nicht vor Michaels Abreise einen Entschluß, so kann es zu spät sein.

Margaret (hysterisch): Warum quält ihr mich alle so? Was habe ich euch zu Leide getan? Ich hasse Michael. Ich werde ihn nicht heiraten, nicht einmal, wenn er mich kniefällig darum bäte! Warum verfolgt ihr mich alle? Der Dechant zermalmt mich mit seiner Religion . . . Frau Slaughter erteilt mir gute Ratschläge. Meine Mutter weint! (Sie schreit.) Oh! Ihr seid wie Chirurgen, die mir ins Herz schneiden. Ich ertrage es nicht. Laßt mich in Ruh! Ich ertrage es nicht. Ich hasse euer Christentum — hasse es, hasse es, hasse es!

Frau Slaughter (zum Dechanten): Es ist hoffnungslos, mit ihr zu sprechen, solange Sie sich in dieser Verfassung befindet.

Fräulein Lambert: Warum laßt ihr sie denn nicht nach ihrem eigenen Willen handeln? Sie ist mit Verstand und Willen begabt, ist ein freies Wesen. Warum gewähren Sie ihr nicht das Selbstbestimmungsrecht, Samuel? Sie ist doch keine Irländerin! (Sie lacht.)

Der Dechant: Ich habe eine Pflicht zu erfüllen.

Fräulein Lambert: Auch ihre Mutter hat dies zu tun. Mary, was sagst Du? (Sie blickt auf Frau Lambert, die in Tränen aufgelöst keines Wortes fähig ist, und zuckt lächelnd die Achseln.)

Der Dechant: Margaret, noch ein Wort, dann bin ich zu Ende. Ich bitte Sie ernstlich, Ihren Entschluß reiflich zu überlegen. Es liegt in ihrer Macht, nicht nur Ihr eigenes künftiges Glück, sondern auch Michaels Seele zu retten. Wenn Sie ihn nicht heiraten, so fürchte ich sehr, daß Sie ihn dadurch ins Verderben treiben. Er wird verzweifeln . . . versinken. Michael hat ein

gutes Herz; sein Brief beweist dies. Er braucht, um auf dem rechten Weg zu bleiben, den veredelnden Einfluß einer guten, reinen Frau, die . . .

Margaret (bitter): Ihrem Gesetz nach bin ich doch nicht mehr „gut und rein"!

Frau Slaughter: Margaret! Wie können Sie! (resigniert) Nun, wir haben unser Möglichstes getan. Unsere Schuld ist es nicht, wenn Sie sich aus Trotz selbst schaden.

Margaret: Ich möchte nicht undankbar erscheinen, Frau Slaughter. Ich weiß, daß Sie es gut meinen. Doch fühle ich in mir nicht den Beruf zur „Erretterin". (Etwas boshaft) Sie selbst würden Michael bestimmt mehr nützen als ich.

Fräulein Lambert: Sehr richtig, sehr richtig. Ein vernünftiger Vorschlag. Die Frage ist gelöst — vorausgesetzt, daß der Dechant einverstanden ist. Schließlich sollten jene, die Selbstaufopferung predigen, mit dem guten Beispiel vorangehen. Sie sind für dieses Werk äußerst geeignet, Janey. Sie sollten Michaels Bekehrung bewerkstelligen, während sein Opfer einem Martyrium entkommt, das ihm so fromm aufgedrungen wurde. Ausgezeichnet!

Frau Slaughter: Sie sind sehr klug, Eleanor, das wissen wir alle. Ich möchte bloß wissen, was aus Margaret werden wird, wenn Sie auf Sie hört.

Fräulein Lambert: Wenn sie auf mich hört, wird sie das tun, was sie selbst für das Richtige hält.

Frau Slaughter: Sie können sich Ihrer Verantwortlichkeit entziehen, so viel Sie wollen; doch bleibt die Tatsache bestehen, daß Sie das arme Kind zu einem herzzerreißenden Los verurteilen. Sie wollen anscheinend, daß sie als Gezeichnete ihr Leben verbringt, über das erlittene Unrecht brütend. Sie wollen, daß sie in Zorn und Rachsucht altert, mit zweiundzwanzig Jahren alt und verbittert wird — wohl zu dem Zweck, auf der politischen Tribüne zu erscheinen und Sie in einer verächtlichen, unenglischen Propaganda zu unterstützen! Ich möchte dem unglücklichen Kind nicht weh tun, indem ich peinliche Tatsachen andeute, doch lassen Sie mir keine Wahl, Eleanor. Wir müssen auch an eventuelle Folgen denken . . .

Der Dechant: Hm, Janey, ich glaube, wir brauchen dieses Thema nicht zu berühren . . .

Margaret (ruhig): Sie meinen wohl, Frau Slaughter, daß ich ein Kind bekommen könnte, deshalb muß ich mich auf die Möglichkeit stürzen, ihm einen Vater zu geben! Wir können wirklich unverblümt sprechen. Dies scheint mir der einzige triftige

Grund für eine Ehe mit Michael. Sie würde die Familie vor der Möglichkeit eines Skandals bewahren.

Frau Lambert (starr vor Entsetzen): Margaret! Wie kannst Du so etwas sagen?

Fräulein Lambert: Die Wahrheit! Endlich!

Der Dechant: Unsinn!

Frau Slaughter: Sie zwingen mich zu der Annahme, daß Sie äußerst wenig Schamgefühl haben. Da Sie es selbst nun einmal aussprachen, kann ich Ihnen wohl sagen, daß die einzige Chance für Sie, in Ihrer eigenen Klasse zu heiraten, die Ehe mit Michael Henderson ist.

Fräulein Lambert: Welch eine Klasse! Welch ein Los!

Frau Lambert (tränenerstickt): Liebste, ich muß den Worten des Dechanten und Deiner Taufpatin beistimmen . . . Ja, ich muß es, Eleanor. Du brauchst mich nicht so wütend anzuschauen! . . . . Ich bin eine treue Tochter meiner Kirche; war es immer, hoffe, es immer zu sein. Ich habe Dich als Kind stets in unsere Kirche geführt, Margaret. Es ist nicht meine Schuld, daß Du es vorziehst, ins katholische Oratorium zu gehen, um die Musik zu hören; dabei ist die Musik in St. Mary Abbotts genau so gut.

Margaret (mit melancholischer Heiterkeit): Ich fürchte, Mütterchen, daß ich Deinen Argumenten nicht zu folgen vermag.

Frau Lambert: O, liebstes Kind, Du kennst nicht die Gefahren, die auf Dich lauern, wenn Du Dich weigerst, Michael Henderson zu heiraten!

Margaret: Doch kenne ich die Erniedrigung, die meiner wartet, wenn ich ihn heirate. Mutter, ich ertrage dies nicht länger. Du mußt mich gehen lassen . . . Ich bin kein Feigling . . . Und ich stehe dem Leben nicht so unwissend gegenüber, wie ihr glaubt. Es ist ja mein Kummer, nicht der Euere.

Frau Slaughter: Gut, Margaret. Es wird einzig und allein Ihre Schuld sein, wenn Sie ein Unglück trifft. Suchen Sie dann nicht bei uns Hilfe und Teilnahme . . .

Fräulein Lambert: Falls sie dieser bedarf. Braucht sie sie aber nicht, so werden sie ihr aufgedrängt. Wie echt christlich, Janey.

Der Dechant: Mary, das ist zu stark! Ich kam auf Ihre Bitte her, um Margaret beizustehen; nicht, um mit Eleanor herumzustreiten. Was diese Angelegenheit betrifft, so wasche ich meine Hände in Unschuld.

Fräulein Lambert: Wie Pontius Pilatus! Das Opfer wird nicht gebracht, das Opferlamm weigert sich. Das freut mich aufrichtig, doch bedauere ich, Sie gekränkt zu haben, Samuel.

Frau Slaughter: Sie konnten wohl nicht anders! (Sie schnupft heftig.)

Der Dechant (zu Frau Lambert): Leben Sie wohl, Mary. Ich habe mein Möglichstes getan. (Sie schütteln einander die Hand. Es klingelt an der Haustür.) Mein Gott! Das sind Philipp und Michael. Wir haben sie ganz vergessen. Wie peinlich!

Margaret (ihre Stimme geht allmählich ins Schreien über): Wie! Sie haben diesen Menschen aufgefordert, herzukommen! Das ist schändlich! Tante Eleanor, Tante Eleanor, komm mit mir! Ich will ihn nicht sehen, will nicht! (Sie stürzt zur Tür, Fräulein Lambert mit sich ziehend. Die Tür wird geöffnet, bevor sie sie erreicht. Margaret flieht in den rückwärtigen Teil des Zimmers, gefolgt von ihrer Tante. Hier verharrt sie schluchzend, den andern den Rücken gekehrt.)

Stubenmädchen: Hauptmann Henderson . . . . Herr Philipp Henderson.

(Beide sehen sehr feierlich aus, schütteln Frau Lambert, dem Dechanten und Frau Slaughter die Hand; sie verbeugen sich in die Richtung, wo Margaret und Fräulein Lambert stehen.)

Der Dechant: Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, Michael, daß ich am Telephon allzu optimistisch war. Leider sind all unsere Bemühungen fruchtlos geblieben. Frau Slaughter und ich schickten uns eben zum Gehen an.

Frau Slaughter: Ich fürchte, Margaret zieht die Ratschläge ihrer Tante den unseren vor.

Michael (blickt beharrlich auf Margaret): Margaret . . .

Margaret (fast unhörbar) Wie wagen Sie es, mich bis hierher zu verfolgen?

Michael: Margaret, lassen Sie mich sprechen . . . Ich bitte Sie. Ich will Ihnen in aller Gegenwart sagen, wie unendlich ich das Ihnen angetane Unrecht bereue. Ich muß wahnsinnig gewesen sein. Margaret, können Sie mir nicht verzeihen? Lassen Sie uns heiraten, ehe ich an die Front zurückgehe. Sie sehen mich höchstwahrscheinlich nie wieder.

Der Dechant: Ein männliches Bekenntnis. Es macht Ihnen Ehre, mein lieber Junge. Ich wußte ja, daß ich Recht hatte.

Fräulein Lambert (herausfordernd das Lorgnon an die Augen führend): Männliches Blech. — Der Mensch ist verrückt. Mary, es ist wirklich an der Zeit, daß Du Dich zusammennimmst und dieser Komödie ein Ende machst.

Philipp: O Gott! O Gott! Es ist entsetzlich (er blickt in komischer Verzweiflung um sich). Mir ist zu Mut, als ob ich selbst das ganze Unheil angestiftet hätte.

Fräulein Lambert: (munter, herzlos.) Mein lieber Junge, auch Sie sind nicht ohne Schuld. Bilden Sie sich das nicht ein. (Zu Michael) Was Sie anbelangt, junger Mann, so mißfällt mir Ihre „unendliche Reue" fast noch mehr, als Ihr Erscheinen in diesem Haus.

Michael: (wild) Sie haben, da ich in Frankreich war, Margaret gegen mich aufgehetzt. Und jetzt vergiften Sie Ihre Seele.

Frau Slaughter: Wie stehts mit Ihrer eigenen Verantwortlichkeit, Eleanor?

Philipp: Laßt uns doch um Gotteswillen nicht hier herumstehen und einander die furchtbarsten Dinge sagen! Frau Lambert, dies ist für Margaret entsetzlich . . . Margaret, mein liebes Kind, ich bedaure diese . . . diese peinliche Szene aufs tiefste . . . Ich hatte keine Ahnung, daß es so sein würde, war nach den Worten des Dechanten ehrlich überzeugt, daß Sie Michael eine Chance gönnen würden. Sonst wäre ich nie gekommen, hätte ihm niemals zu kommen gestattet. Ich hoffte, alles würde wieder gut und fröhlich werden. O Gott!. (Er seufzt, dann zu Michael) Wir wollen lieber gehen. Komm.

Michael: Danke. Du bist nicht mein Wärter.

Fräulein Lambert: (weicher) Sie sind der richtige Engländer, Philipp; alles, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden! Ich persönlich liebe Szenen.

Margaret: Tante Eleanor, ich ertrage dies nicht länger. Nimm mich fort, bitte! Wenn diese nicht gehen, muß ich es tun. (Sie schreitet nach der Tür.)

Fräulein Lambert: Es war wirklich verbrecherisch, diesen Menschen herrufen zu lassen, Mary. Bist Du völlig unmenschlich?

Michael: Margaret, ich flehe Sie noch einmal an, mir zu verzeihen. Ich bin bereit, alles zu tun, was Sie verlangen, wenn Sie mich nur heiraten und mir gestatten wollen, mein Unrecht gut zu machen.

Frau Lambert: Liebes Herz, sei nicht zu hart gegen Michael, sei es nicht! Überlege in aller Ruhe, Liebste. O Gott! O Gott! Ich weiß nicht, was ich tun soll; ich weiß nicht, was ich tun soll!

Fräulein Lambert: Weshalb überhaupt etwas tun, Mary?

Frau Lambert: Ich weiß ja, daß ich mich scheinbar gegen Margaret wende, Eleanor . . . Doch kann ich nicht anders. Die Zukunft deucht mich zu schrecklich. (Zu Margaret) Du darfst nicht vergessen, Herzchen, daß der Dechant ein Geist-

licher ist . . . Und Geistliche müssen uns in solchen Fällen beraten können; das ist ihr Beruf.

Margaret: (traurig) Wirst Du denn nie einsehen, Mutter, daß ich nicht mehr ins Kinderzimmer gehöre?

Michael: Margaret, gönnen Sie mir eine Chance.

Margaret: (vor ihm zurückschaudernd) Nein, Nein! Niemals! Ich würde lieber sterben, als Sie heiraten. Sie können meine Mutter betrügen, mich jedoch nicht. Was Sie getan haben, geschah aus Rache; Sie wollen mich auch nur aus Rache heiraten. Weil ich Ihnen sagte, unsere Verlobung sei ein Irrtum gewesen . . . Weil ich Ihnen von Oliver Beeching erzählte. Sie sind eitel und eifersüchtig und grausam, und ich verabscheue Sie!

Frau Slaughter: Guter Gott! Kind! Oliver Beeching! Deshalb haben Sie mit dem armen Michael gebrochen! Das ist dieses sozialistische Subjekt, Samuel . . .

Der Dechant: (Zu Frau Lambert) Es war also wirklich Ihr Ernst. Ich weigerte mich, daran zu glauben, als Sie es mir sagten. Das ist entsetzlich, wahrlich entsetzlich! Was immer auch geschieht, Mary, Sie müssen dieser Intrige ein Ende machen. Dieser Beeching ist ein gemeiner, verbrecherischer Agitator, der danach strebt, das ganze Fundament der Gesellschaft zu untergraben. Ich bin unsäglich chokiert.

Fräulein Lambert: Es freut mich, daß Sie endlich etwas trifft, Samuel.

Frau Lambert: Ich wußte es gar nicht, daß Du es Michael mitgeteilt hast, Liebste.

Margaret: Mitgeteilt? Natürlich habe ich es ihm mitgeteilt, gleich bei seiner Ankunft.

Fräulein Lambert: Wo bleiben jetzt die schönen Gefühle! Ich dachte gleich, daß die „unendliche Reue" übertrieben sei. Die Amerikaner nennen das „Tränenmittel"

Frau Lambert: Du kannst doch jenen jungen Mann nicht wirklich lieben, Margaret? Er ist ja recht klug, doch spricht er mit einem so merkwürdigen Akzent! Ich kann es nicht begreifen.

Margaret: Ja, Mutter. Du kannst es nicht begreifen. Es ist so lange her, seit Du verliebt warst, daß Du es vergessen hast. (Auf Michael zeigend) Aber er begreift es. Und nun will er seine Rache völlig auskosten, indem er mich zwingt, ihn zu heiraten.

Michael: (stotternd vor Wut) Ich werde Sie trotz allem bekommen!

Margaret: Seht ihr denn nicht ein, daß er, wenn er mich wirklich liebte, niemals hergekommen, noch seinen „männlichen" Brief geschrieben hätte? O, es war gut ausgedacht! Er hat damit

gerechnet, es läge soviel an meinem guten Ruf, daß ich sofort nachgeben würde. Niemals! Ich schätze meine Freiheit weit mehr, als meinen guten Ruf.

Michael: (wild) Warum kommt denn Ihr lieber Beeching nicht her und wagt den Kampf? Ich fürchte mich nicht, ihm entgegen zu treten. Er hat Sie mir hinter dem Rücken fortgestohlen, wie ein Feigling.

Margaret: (laut und aufgeregt) Sie sprechen, als ob ich ein Gegenstand, ein Besitz wäre, wie ein Hund oder ein Zigarettenetui. (Stolz) Es ist Ihr Glück, daß Oliver augenblicklich in Glasgow ist.

Der Dechant: Ruhe, Margaret, Ruhe. Verlieren Sie nicht den Kopf. Wir wollen ins andere Zimmer gehen und ganz ruhig mit einander sprechen. Kommen Sie!

Margaret: Weshalb gestatten Sie diesem Menschen, mich zu insultieren?

Philipp: Schweig doch, Michael! Komm! (Er zieht ihn beim Arm) Komm! Du hast schon mehr als genug gesagt. Ich schäme mich Deiner.

Michael: (höhnend zu Margaret) Sie haben ihm also alles gestanden? Ich kann nur sagen, daß Sie mir leid tun. Jetzt heiratet er Sie bestimmt nicht!

(Margaret verliert jede Selbstbeherrschung, schreit erstickt auf und schlägt Michael mit der flachen Hand ins Gesicht. Die Anwesenden zeigen Verwirrung und Schrecken.)

Frau Lambert: Margaret . . .

Frau Slaughter: Sie ist verrückt geworden.

Philipp: Michael, jetzt kommst Du sofort! (Er packt den Bruder an beiden Armen.)

Der Dechant: Welch eine Szene! Höchst bedauerlich!

Margaret: (sinkt völlig erschöpft und wimmernd auf den Fußboden. Ihre Tante steht in schützender Haltung neben ihr.) Tante Eleanor . . . Tante Eleanor.

(Vorhang.)

(Fortsetzung folgt.)

Ernst Toller:

GEDICHTE

DER RINGENDE

Die Dichter weihen bunten Versenkranz
Verständnisvoller Liebe zarter Mütter,
Sie schütten süßen Tau und Blütenschnee
Auf Knospen, die im Juniatem beben . .
Ich lasse meine magren Finger
Behutsam über jene weiche Worte gleiten,
Und denke schmerzlich grauer Stunden,
Da mich Erkenntnis schüttelte mit dürrer Faust.
Geschenke wurden Hagelkörner, die mich schlugen.
O Mutter, Mutter,
Warum bist Du's nicht?

Kann ich nicht jene Frau,
Die mir mit ihrem Blute
In dunklen Nächten Herzschlag lieh,
Aus frommem Herzen Mutter nennen,
So will ich weite Wege wandern,
O, daß ich einst von langem Suchen nicht ermüdet,
An stachlichen Ligusterhecken träumend,
Dich, Mutter, finde.

Bin ich nicht selbst mir Mutter?
Du, Frau, gabst stöhnend
Einmal dumpfes Leben mir.

Ich starb so oft seit jenem Tag.
Ward neuer Keim, der wuchs und sich entfaltete,
Der Frucht entgegenreifte,
Gebar mich schweigend unter namenlosen Qualen.

SPAZIERGANG DER STRÄFLINGE

Sie schleppen ihre Zellen mit in stumpfen Augen
Und stolpern, lichtentwöhnte Pilger, im Quadrat.
Gezackte Fenster glotzen schrill und saugen
Wie Ungeziefer Blut zur winterlichen Saat.

Im Eck die Wärter träge lauern.
Von Sträuchern, halb verkümmert, rinnt ein trüber Dunst.
Der kriecht empor an grauen Mauern
Und gattet sie in ekler Brunst.

Vorm Tore hilflos starb der Stadt Gewimmel.
„Am Unrathaufen wird im Frühling Grünes sprießen . . . .“
Denkt Einer . . . . endet mühsam die gewohnte Runde.

Verweilt und blinzelt matt zum Himmel.
Er öffnet sich wie bläulich rote Wunde,
Die brennt und brennt und will sich nimmer schließen.

ENTLASSENE STRÄFLINGE

Sie träumen, Trunkne, durch vertraute Gassen,
Gefäß, darin ein strahlend Lichtmeer brandet,
In tausend Farben schäumt - - - im Asphalt strandet
Form kann die Fülle noch nicht fassen.

Wie Auferstandne tasten sie mit durstgen Blicken
Nach Blätterknospen, die im Frühlingsatem schwellen ....
Sie streifen von sich modrig Kleid verwester Zellen
Und wachsen flammend auf in irdischem Entzücken.

Doch Stadt erschreckt sie jäh wie fremdgespenstig Land....
Dann wieder sind sie tief in sich verklungen ....
Unendlich fern die Zeit, da sie gebannt

In grauem Sarg, und hohle Wände Totenlied gesungen.
Zerbrechlich lächeln sie, als ob sie irgendwo Erloschnes fänden
Und streichen fremdes Kind mit scheuen, unbeholfnen Händen.

FABRIKSCHORNSTEINE AM VORMORGEN

Sie stemmen ihre schwarze Wucht in Dämmerhelle,
Gepanzert recken sie sich drohendsteil,
Sie spalten zarte Nebel wie getriebner Keil,
Daß jeder warme Hauch um sie zerschelle,

Aus ihren Mäulern kriechen schwarze Schlangen
In blasse Fernen, die ein Silberschleier hüllt.
Sie künden lautlos: „Wir sind Burg und Schild!
Die Gluten winden sich, in uns gefangen."

Der Morgen kündet sich mit violettem Lachen.
Den Himmel füllt ein tiefes Blau.
Da gleichen sie verfrornen Posten, überwachen,

Und werden spitz und kahl und grau,
Und stehen hilflos da und wie verloren
Im lichten Äther, der einen Gott geboren.

LIED DER EINSAMKEIT

Sie wölbt um meine Seele Kathedralen,
Sie schäumt um mich wie brandend Meer,
Der Gasse sperrt sie sich metallne Wehr,
Opalne Hülle schützt sie meine tiefsten Qualen.

In ihr fühl' ich die Süße abendlicher Stille,
Auf leeren Stunden blüht sie maienliches Feld.
Ihr Schoß gebärt das Wunder der geahnten Welt,
Aus ihr bricht stählern Schwert mein höchster Wille.

Sie schmiegt sich meinem Leib wie schlanker Frauen Hände.
In meine Sehnsucht perlt sie aller Märchen Pracht.
Ein sanftes Schwingen wird sie, hingeträumte Nacht.

Doch ihre Morgen lodern steile Brände.
Sie sprengen Tore schwerer Alltagszelle
Einstürzen Räume. Aufwächst eisge Helle.

Max Hodann:

DIE PARTEI DER VERNUNFT — EINE ERWIDERUNG

Im Februarheft dieser Zeitschrift hat Anna Siemsen einen Aufsatz über „Die Partei der Vernunft" veröffentlicht, der sich auf Angaben stützt, die mit dem Namen des Göttinger Philosophen Nelson in Beziehung gebracht werden. Aus diesem Grunde sehe ich mich zunächst zu einer Reihe tatsächlicher Berichtigungen veranlaßt, denen ich einige grundsätzliche Bemerkungen anschließen möchte.

Die Bewegung, die von Göttingen ausgeht, hat nicht die Aufgabe, die verknöcherten deutschen Universitäten zu reformieren. Das wäre ein ziemlich hoffnungsloses Beginnen. Diese Bewegung, die durchaus nicht rein akademisch ist, hat vielmehr das Ziel, gegenüber dem Relativismus und Skeptizismus, die unsere Politik, unsere Wissenschaft und unsere persönliche Lebensgestaltung in einer geradezu verheerenden Weise beherrschen, die Vernunft wieder in ihre Rechte einzusetzen und damit den Glauben zu neuem Leben zu erwecken, daß sich eine eindeutige Entscheidung darüber herbeiführen läßt, was wahr und nicht wahr, recht und unrecht ist. Nach außenhin haben sich die in diesem Sinne Tätigen nach der Aufhebung des Belagerungszustandes im Internationalen Jugendbund (nicht Studentenbund) zusammengeschlossen. Die Berechtigung dieser Neugründung läßt sich aus der Erwägung ableiten, daß eine wahrhafte Reformation des öffentlichen Lebens nur durch grundsätzlich neue politische Methoden erreicht werden kann; daß andererseits gerade die in der Gegenwart geübte Politik bewiesen hat, wie wenig die heute bestehenden politischen Machtfaktoren darauf bedacht sind, mit neuen politischen Mitteln zu arbeiten, wie sehr sie vielmehr mit Hilfe der alten Mittel in das alte Fahrwasser des vorrevolutionären Parlamentarismus zurücksteuern und damit die Errungenschaften der Revolution der Gegenrevolution in irgendeiner Form ausliefern.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Mitglieder des Internationalen Jugendbundes ihre Kräfte der politischen Gegenwartsarbeit entziehen wollen oder gar sollten. Gegenwartspolitik ist

nur durch Mitarbeit in den Gegenwartsparteien möglich: Da sich niemand der Verpflichtung entziehen soll, für die Besserung seiner Umwelt tätig zu sein, so ergibt sich daraus selbstverständlich die Notwendigkeit, die Teilnahme an der Parteipolitik von jedem zu fordern. In der Wahl zwischen rechts und links dürften wir mit Anna Siemsen durchaus einer Meinung sein. Aber nur an die Gegenwart zu denken wäre kurzsichtig. Für die Politik der Zukunft sind neue Methoden zu fordern; aber grundsätzlich neue politische Methoden wird der nicht lebensfähig machen, der glaubt, mit Hilfe möglichst radikaler oder geistreicher Literatur — wie Hillers Zielbüchern, mit denen der Internationale Jugendbund so wenig gemein hat wie mit der nationalmystischen Tendenz so vieler „Tat"-Aufsätze — die Verwirklichung eines noch so schönen politischen Programms veranlassen zu können. Alle derartigen Literatenerzeugnisse und auch Literatenorganisationen zeitigen nichts weiter, als die Verbrämung der Ereignisse mit schönen Worten, je nach Temperament in lyrischer, epischer oder dramatischer Form. In gleicher Weise wird die Fortsetzung des bisherigen Parteitreibens niemals über eine opportunistische Befriedigung der aktuellsten politischen Bedürfnisse hinauskommen, niemals wird auf diesem Wege die Bahn frei werden für eine die Interessenpolitik endgültig überwindende Politik nach Prinzipien, und zwar für eine Politik nach vernünftigen Prinzipien. Eine solche aber ist einzig die Politik, die als Ziel die Herbeiführung gerechter Zustände in der Gesellschaft gewährleistet.

Das mag äußerst banal klingen für alle Skeptiker, welche in entsprechender Abwandlung der Pilatusfrage hämisch fragen: Was ist Gerechtigkeit? Bei all den Menschen jedoch, die, ihres Menschentums eingedenk, angesichts des Krieges und seiner Folgen nicht an der Vernunft, wohl aber an der Vernünftigkeit der herrschenden Gesellschaftsordnung irre wurden, dürfte die Berufung auf die Gerechtigkeit, dürfte ein Appell an das Selbstvertrauen ihrer Vernunft Verständnis finden. Was hier unter Vernunft verstanden wird, das hat nichts zu tun mit dem, was man in Kaffeehäusern „geistig" nennt, es hat auch nichts mit dem zu tun, was deutsche Professoren vor, in und wohl auch nach dem Kriege als Vernunft ausgaben. Vernunft ist allerdings der Inbegriff jenes schöpferischen menschlichen Vermögens, das „organisiert, belebt und aufbaut", das „niemals Objekt der Organisation und Parteibildung" werden kann. Und trotzdem eine „Partei der Vernunft"?

Die Partei der Vernunft, wie sie Anna Siemsen zu sehen scheint, existiert nicht und stellt auch durchaus nicht das Ziel der Arbeit des Internationalen Jugendbundes dar. Allerdings ergeben sich

aus der Überzeugung, daß es eine wissenschaftliche Philosophie gibt und damit eine Entscheidung über Wahrheit und Recht, Konsequenzen in der Form objektiver Forderungen für die Gestaltung der Gesellschaft, Forderungen, deren unbedingte Verbindlichkeit wissenschaftlich begründet zu haben, das Verdienst Leonard Nelsons ist (vergl. seine „Kritik der prakt. Vernunft", Leipzig 1917, und seine „Theorie des wahren Interesses", Göttingen 1913). Es ist sehr wohl denkbar, zur Durchsetzung solcher Forderungen eine Organisation zu schaffen. Es ist aber nicht notwendig, in einer Organisation zur Durchsetzung derartiger vernünftiger, das heißt aus der Kritik der Vernunft begründeter Forderungen die Vernunft zu Tode zu organisieren. Führer zu erziehen, die als Charaktere sowohl wie als Intelligenzen und Organisatoren zur Lösung derart begründeter Aufgaben befähigt sind, das ist die vornehmste Aufgabe des Internationalen Jugendbundes. Auf Grund einer derartigen Führererziehung die Grundlage für eine Politik mit wahrhaft neuen Methoden zu schaffen, das heißt nicht, die Vernunft vergewaltigen, heißt auch nicht, sich hochmütig über die Massen erheben, sondern heißt im Gegenteil, die einzige Gewähr für eine vernünftige Politik zu schaffen.

Freilich mögen derartige Gedankengänge in einem Zeitalter als ketzerisch oder gar reaktionär erscheinen, das von der demokratischen Phrase beherrscht wird. In Wahrheit schließen diese Gedanken mehr Radikalismus ein, als den heutigen Demokraten und Sozialdemokraten träumen mag. Niemand, der für Gerechtigkeit eintritt, wird in dem Sinne antidemokratisch sein, daß er nicht jedem nach seinen Fähigkeiten den gleichen Anteil an den materiellen und kulturellen Gütern in der Gesellschaft zugesichert sehen möchte. Aber ich bezweifle doch sehr, ob man sich vom Standpunkt der Vernunft aus mit einer Demokratie einverstanden erklären kann, wie sie Dr. David am 7. März 19 in Weimar mit den Worten kennzeichnete: „Der Wille der Mehrheit ist die letzte Entscheidung in allen Meinungs- und Interessengegensätzen innerhalb des Ganzen". Dieses Bekenntnis liefert die Entscheidung über Vernunft, Wahrheit und Gerechtigkeit dem Zufall aus, und gerade die Ausschaltung des Zufalls sollte die erste Aufgabe der gesellschaftlichen Organisation sein. Allerdings führt die Ablehnung des Prinzips der Mehrheitsabstimmung als eines Kriteriums für Vernunft und Gerechtigkeit in der Politik zu einer weiteren Konsequenz, die ebenfalls mit den von Anna Siemsen vertretenen Grundsätzen im Widerspruch steht. Anna Siemsen schreibt: „Das erste und unveräußerliche Recht eines Menschen . . . . ist, nicht gegen seine Einsicht zu einer Handlung gezwungen zu

werden", und sie stellt dementsprechend die Begriffe „Menschlichkeit — Gewalt" als einander ausschließende Gegensätze hin. Tatsächlich beweist diese Behauptung zu viel. Sie beweist nämlich nicht für die Demokratie, sondern gegen den Staat — ihre Konsequenz ist der Anarchismus. Die Ablehnung jeder Gewalt als eines Verstoßes gegen die Menschlichkeit bedeutet auch Ablehnung jeder Polizei, d. h. der Anwendung der Gewalt im Dienste des Rechts. Es kommt aber sehr darauf an, in wessen Dienst die Gewalt verwandt wird, ob zum Schutze eines privaten Interesses, zum Schutze despotischer Gelüste oder zum Schutze des Rechts. Es beweist nur Denkunklarheit, wenn man aus der Beobachtung, daß bis zum 9. November 1918 Gewalt als Recht galt, die Folgerung ableiten will, daß nach dem 9. November Gewalt als Unrecht gelten müsse. Es kann sehr wohl notwendig werden, um des Rechtes willen einen Zwang auch entgegen der Einsicht der vom Zwang Betroffenen auszuüben: Vorausgesetzt, daß das Recht objektiv feststellbar ist. Dieser Glauben gerade ist in der Gegenwart erschüttert. Ihn wiederherzustellen und zu kräftigen, das ist das Ziel der Bewegung, die sich von Göttingen her ausbreitet. Sie stützt sich auf die wissenschaftliche Philosophie Nelsons, die sich allerdings ob ihres Glaubens an die Vernunft im Gegensatz zu den sonst an Hochschulen herrschenden Lehren befindet. Aber man wird gerade Nelson nicht des Geistes zeihen dürfen, den man gemeinhin als deutschen Professorengeist zu verabscheuen gelernt hat. Nelson, der am 31. Juli 1914 für den Völkerbund gesprochen hat und schon 1908 die kommende Katastrophe mit prophetischer Klarheit voraussagte: „Während die wissenschaftliche Forschung das Gebiet der für das Schicksal unserer Kultur bedeutungsvollsten Fragen mehr und mehr vernachlässigt, während Zeit, Kraft und Aufmerksamkeit der besten Köpfe spekulativen Scheinproblemen und Hirngespinsten zugewendet ist, bemerkt man nicht, wie die von der Philosophie verlassenen Gebiete von anderen Mächten in Besitz genommen werden, wie Schritt für Schritt der zurückweichenden Wissenschaft Vorurteil und Aberglaube auf dem Fuße folgen. Wir stehen am Anfang einer Entwicklung, die das Werk einer mehrhundertjährigen wissenschaftlichen Befreiungsarbeit wieder rückgängig macht." (Erkenntnisproblem, Göttingen 1908.) Damals hat man diesen Mann nicht gehört. Man hört ihn auch heute noch nicht, wenigstens nicht in Deutschland. Aber es wird Zeit, ihn zu hören, um nicht vollends den Mächten der Dunkelheit zum Siege zu verhelfen: Gerade sie stützen sich auf das dunkle Gefühl, das heute in den Massen nach Befreiung ringt. Nur das Licht der Wissenschaft, einer wahrhaft

wissenschaftlich gesicherten Philosophie, nur der Glaube an die Vernunft, nur die Berufung auf wissenschaftliche Metaphysik wird uns vor der Gewalt jener Vorkämpfer des Aberglaubens und der geistigen Knechtschaft retten. Die Bestrebungen nach begrifflicher Aufhellung dessen, was sich dunkel im Rechtsgefühl der Menschen offenbart, als „kalten Rationalismus" und professoralen Hochmut oberflächlich abzutun, bedeutet, die Geschäfte der Gegenrevolution zu besorgen.

* * *

Nachschrift der Redaktion. Lassen wir die Gegenrevolution und ihre Geschäfte, die sie selbst und in aller Öffentlichkeit dermaßen besorgt, daß auch Nelsonschüler nicht so weit, in den Satzwinkeln eines Aufsatzes, zu suchen brauchten! Es handelt sich um eine Erwiderung auf einen Aufsatz von Anna Siemsen. Wenn erwidern heißt, auf meine Antwort mit der Wiederholung dessen zu erwidern, worauf ich dir gerade geantwortet habe. Denn abgesehen von Nebensächlichkeiten, wie etwa, daß das Göttinger Unternehmen ein internationaler Jugendbund, nicht Studentenbund sei (wobei, sage ich, der Jugendbund trotzdem ein ewiger Studentenbund bleiben wird) finde ich an „Berichtigungen" nur noch, daß es nicht darum gehe, die deutschen Hochschulen zu reformieren, — welches Ziel Anna Siemsen als fälschlich begrüßt hat — sondern, ohne weiteres, aufs Ganze: die Regierung der Welt auf Grund einer zu lehrenden Philosophie, nämlich der Philosophie der Vernunft von Nelson. Weit entfernt, von der Besprechung dieses hohen Ziels zurückzuschrecken, hat Anna Siemsen sich nur eine Sekunde, wenn auch irrtümlich, bei der Reform der Universität aufgehalten, um sodann ihre ganze Aufmerksamkeit diesem, dem wirklichen Ziel, der Ausübung der Macht durch eine Partei der Vernunft, zu widmen.

Inzwischen bemühen wir uns um die Organisation der Geistigen und den Zusammenschluß dieser Organisationen innerhalb Deutschlands, bereiten wir den möglichst baldigen Zusammenschluß aller ähnlichen Organisationen in den verschiedenen Ländern zu einem europäischen Bund der Geistigen vor. Als Voraussetzung für die Aufnahme gilt uns sowohl wie unsern ausländischen Kameraden das unbedingte Bekenntnis zum geistigen Inhalt des Sozialismus, zur Internationale, die Ablehnung jeder Art von Menschenunterdrückung und ganz besonders jeder Art von Militarismus.

Darüber uns mit der Nelsongruppe auszusprechen, werden wir hoffentlich auf einem Gesamtkongreß der deutschen Geistigen bald Gelegenheit haben.

Alfred Wolfenstein:

AUFRUF GEGEN EIN GIFT

Töten könnt ihr, aber
nicht lebendig machen
Hölderlin

An die Zugänglichen — An die ewig Jungen —
An das waffenlose Heer in der Welt —

Ich fürchte das Lächeln der Greise nicht, noch weniger die falsche Zornröte der von Scheinmännlichkeit wie Hähne Geschwollenen. Denn dieser Aufruf ist hart, nicht weichlich. Auch nicht die Abweisung derer, die nur die wuchtigsten Wege marschieren wollen —: Quer durch alle Umwälzungen geht die Bewegung der Seele. Dieser Ruf ergeht quer durch Parteien, Klassen und Grenzen an Alle, die zur *ersten* Revolution, zur *menschlichen* Empörung, zum waffenlosen Kampfe bereit stehen!

Was ist dem Menschen und dem Tier auf Erden gemeinsam? Der Kampf. Darum wird nichts sie gewaltiger voneinander *unterscheiden* als die Art, wie sie kämpfen. Aber die Waffe des Menschen hebt den Abstand im Ethos seiner Seele und seines Kampfes wieder auf. Die Schußwaffe, die raffinierteste Aufgipfelung der Zivilisation, macht ihn zu ihrem Tier, macht jede Zeit zur Urzeit, reißt alles scheinbar Große ins mörderische primitive Nichts.

Wenn sich die Ziele des menschlichen Kampfes gewandelt haben, — seine alten Kampfmittel bleiben mit wütender Starrheit da. Wie triumphieren rings die

Erfindungen des Mittelalters, *Pulver und Druck* sind zum äußersten Sieg aller ihrer zerstörenden Fähigkeiten geführt worden, ihr Dämon ist hinter allen Taten dieser Welt zu suchen!

Dann, — nach ihrer teuflischesten Ausbeutung, nachdem man ihnen ganz seine Seele verschrieben hat, erschrickt man scheinbar (als sei der Menschheit ein echtes Erschrecken überhaupt noch möglich), und man ist bereit, die Tödlichkeit des Pulvers einzuschränken. Man will sogar die Tödlichkeit des *Druckes* erkannt haben, des Druckes der Tagesnachrichten, den alltäglichen Mord der Wahrheit. Denn nichts anderes ist es, wenn der Zusammenhang der Nachrichten und ihr eigentliches Gewicht täglich verschoben wird, wichtige Dinge fortfallen oder unscheinbar dastehen, unwichtige verwirrend hervorstechen, Reden und Taten der Partei- und Volksgenossen genau, die übrigen unvollständig wiedergegeben werden. Das zehrt dem Menschen die mahnende Erinnerung: „Es handelt sich um deinesgleichen!" überall ruhig fort. Es ist der Tod der Seele. Vemag diese Zeit ihn wirklich zu sehen?

Das *Pulver* jedenfalls ist der allen sichtbare Tod. Der Mensch ist das Bergwerk, zu dessen Sprengung es fast allein noch verwandt wird. Der Krieg von 1914 hat geendet, der Kampf von 1918 hat gleich einem neuen Kriege begonnen: Ist es Revolution, die es unterläßt, dies mächtigste Todesmittel auf seinem unangetasteten Throne anzufassen und den stürzenden Königen in die Tiefe nachzusenden — ? Die Zeit ist reif zur Verachtung, zum Ekel gegen das Schießen auf den Menschen.

Kann man Gewalt durch Beschwörung und gute Worte aus der Welt schaffen? Nein — aber diese Frage stellen nur die, deren Selbstantwort dann lautet: also Gewalt zur Vernichtung der Gewalt! Sie entthronen und inthronisiren zugleich; die Gewalt ist tot, es lebe die Gewalt!

Aus diesem fehlerhaften, lasterhaften Kreise tretet endlich heraus! Eine Sache, die Gewalt braucht, ist in Wahrheit

nicht diese Sache. Sie ist höchstens das Tier der Idee. Auch der Umweg, den die alten Staaten machen wollen, führt nur zum realen hohlen Gegenteil der Tat: zur halben Tat! Der große Bogen, in dem sie um die Gewalt herumgehen, heißt Abrüstung. Auch die Arbeiterbewegung, die im Völkerbund die beharrenden mörderischen Möglichkeiten durchschaut, tastet das eigentliche Völkermordmittel selbst nicht an. Seine verruchte Heiligkeit überdauert den Krieg.

So will der harte Zweig eines europäischen Fatalismus erst am Ende des Kampfes das Ende des Tötens kommen lassen! Das aber ist der gerade Gegensatz zum guten Ende, das fordert alle heraus, die in keinem Augenblick mit der *guten Verwirklichung* zögern, die nicht erst am Grabe lieben, die nicht erst im Angesicht des *toten* Menschen mitleidsvoll oder furchtlos sind. Abrüstung und proletarischer Kampf stehen an dieser Stelle kalt und unbeweglich. Hier hilft uns keine äußere Umwälzung, hier wartet die andere Seite auf den stärkeren Anruf, hier braucht es die Bewegung der Seele.

Das Todesmittel, von dem wir sprechen, muß in der Meinung der Menschen *gezeichnet* werden. Warum sind alle tödlichen *Gifte,* als sei das selbstverständlich, unter besondere Aufsicht gestellt, und warum nennen wir nur diese — Gifte? Aus welchem seltsamen Grunde ist die Vergiftung eines Menschen in der allgemeinen Anschauung mit besonderer Infamie belegt? Auch der Kriegsgebrauch hat die Gifte „ausgeschlossen", obwohl aus einem vergifteten Brunnen nicht leicht soviel Menschen den Tod trinken können, wie vor einer Front von Maschinengewehren fallen. Man hat freilich in diesem Kriege die frühere Scheu durchbrochen; aber eine gewisse Schande blieb doch darauf liegen. Auch die kannibalischeste Führung wollte nicht damit begonnen haben, von allen Seiten kamen Rechtfertigungen und Versuche, die feigen Gifterfindungen wieder einzustellen.

Das Pulver dagegen — wird allgemein für etwas ganz anderes, himmelweit davon verschiedenes angesehen, nach wie vor. Unter Duellanten galt die Schußwaffe sogar für die ehrenhafteste, obschon gerade ein Mann der ritterlichen Klasse sie hätte ablehnen müssen, weil diese Waffe, im Unterschied zu jeder anderen, die Eigenart hat, daß hier das beste Können doch keine volle Waffenwirkung mit sich bringt; denn schießt jemand auch noch so gut, es schützt nicht gegen das Erschossenwerden. Das bildete wohl gerade die Vornehmheit der Schußwaffe. . .

Sie soll erniedrigt werden! Ihr Privileg soll fort, mit dem sich bereits die ganze Menschheit privilegiert hat. Erkennt die gespenstische *Feigheit* des Schießens, — und macht aus ihr einen guten schnellen Hebel der Erziehung und der großen Propaganda gegen sie! Die Schußwaffe enthebt den Menschen gespenstisch der Verantwortung; der Schuß erscheint wie ihre eigene anonyme Tat. Darum konnten die Zeitgenossen beim Ausbruch des Krieges noch einmal zum Morden gebracht werden, so leicht und so allgemein wie niemals zuvor. Sie konnten ihre bürgerliche Bedenklichkeit betäuben, — denn der Schießende braucht nicht zu wissen, was er tut. Der antike Kämpfer mußte dem ins Gesicht sehen, den er erschlagen wollte, und den unmittelbaren Anblick seiner Tat ertragen. Er hatte es auf sich zu nehmen, ein Mörder zu sein; doch nur dann, wenn er es wirklich war. Jetzt dagegen muß jeder der Millionen Bürger, die an den Schlachten beteiligt waren, fürchten, ein Mörder zu sein —: *darum fürchtet es keiner.* Fast keiner weiß es. Zwischen Millionen Schüssen hat man über die Leere des Schlachtfeldes hin geschossen, — als gehe es überhaupt nicht auf den Menschen —. Man ließ das Pulver hinausknallen, mit der Wirkung hatte man nichts mehr zu tun. Sie war fern —, sie kam auf die unpersönliche ununterscheidbare Rechnung einer Riesenfront von Tötenden, Tod Fabrizierenden und Befehlenden. Hinaus sandte den Tod der Donner einer

Gesamtheit. . . ein Vielgespenst, . . niemand, . . gewissermaßen das Pulver nur selbst —. Niemand kennt unter den Toten drüben den, der von ihm fiel.

Das ist die Schußwaffe, — der Schießende denkt kaum an den Menschen, er ist nicht mordlustig, sondern *treff*lustig, das überwiegt in ihm. Der Knall erregt ihn, vor allem aber die Entfernung und ihre gewaltige Überwindung durch einen unscheinbaren Ruck. Noch immer ist es die *Technik* dieser Waffe, die den Menschen reizt und verführt, und in ihren immer virtuoseren Erfindungen wird auch die Form für seine immer schärfere Verführung stets miterfunden. Auch die Technik anderer Maschinen berauscht, hier aber wird es ein giftiger Rausch. Denn zwischen jene verantwortungslose Lust am Apparat und die verantwortungslose Lust am Ziel schiebt sich dem Schießenden doch ein halbes Bewußtsein von seinem Tun ein. Es ist das betäubte Schweben zwischen Mechanik und Gewissen, . . wollüstig festgehaltene Halbheit, . . und die Doppeltheit des Giftes, das tödlich und belebend ist, . . und die sich aufhebende Nullheit des Absinths, der stumpfe Begeisterung erregt. Es ist ein vollendeter Ausdruck und letzter reifer Zustand zivilisierter Charakterlosigkeit, dem die Explosion des Pulvers seine Entladung verschafft. Maschinengewehr, Mörser, Minenwerfer, Revolverkanone, — Apparate aus Eisen und Holz wie andere Maschinen auch, — das Pulver aber verwandelt sie, dies eine!

Darauf sollte sich der Fluch der Menschheit konzentrieren lassen!

Laßt uns im sittlichen Gefühl der Menschheit den privilegierenden Aberglauben, der die Schußwaffe umgibt, bewußt machen! Infamierung des Pulvers, Infamierung der Schußwaffe als eines feigen unpersönlichen, charakterlosen Kampfmittels!

Es wäre mehr, als es scheint. Dahinter verkündigte sich die *Feigheit des Tötens* überhaupt. Denn der

Mörder in diesem sachlichen Zeitalter will nicht mehr mutig ein Mörder sein; er tötet nur noch die Sache, — verkörpert in einem Menschen. Ja, er ist so sehr an fachliche Teilungen gewöhnt, daß er gern bereit wäre, das Leben seines Gegners in ein Leben als Vertreter der feindlichen Sache und in ein Leben als Mensch überhaupt zu spezialisieren. Das Leben würde er schonen, könnte er die Vertretung allein vernichten, auf das Töten kommt es ihm nicht an, — und so kommt es ihm freilich auch nicht darauf an, zu töten. Das ist der wüste Glaube: die Sache könne im Menschen getroffen werden; töte man den Menschen, so sterbe die Idee. Das ist die Feigheit des Tötens, sie fürchtet und vermeidet den Kampf mit der lebendigen Seele. Und weicht lieber schnell in den tierisch abkürzenden Krieg der Körper aus.

So wäre Entthronung der Schußwaffe *der Beginn des mutigen, waffenlosen Kampfes,* der erste machtvolle Schritt in die Zeit hinein, in der jeder Kampf zum geistigen Kampfe wird. Denn die Verwerfung der Schußwaffe bedeutet ja nicht die Verherrlichung und Empfehlung der anderen! Sie enthält vielmehr einen frommen Betrug. Der Gebrauch der anderen Waffen liegt dem Menschen von heute schon fern, seine Nerven verlangen einen anderen Reiz und eine andere Konstruktion, sein Ethos erträgt nur noch die Schußwaffe, und nur sie gilt in der Moral. Leichter wird schon als ein Mörder angesehen, wer das Messer gebraucht —. Keine Waffe ist mit der Schußwaffe zu vergleichen: Wird sie einem Heere von heute genommen, so ist es nicht mehr ein Heer. An dieser Stelle wird einmal ein wirklicher Abstand des Menschen von der Vorzeit sichtbar.

Wir treffen heute die Gewalt selbst, die unnahbare, wenn wir ihr gewaltigstes Mittel treffen!

Die diesen guten Kampf aufnehmen würden, wären die menschlichsten und notwendigsten Versammlungen und Aktionen! Helfen wir uns und den kindlichen

Menschen mit der Ausrufung *einer neuen Konvention:* Erklären wir das Pulver für ein *Gift,* für ein Kampfmittel, unehrenhaft und feig wie Vergiftung. Schaffen wir in allen Ländern, an jedem Ort die Atmosphäre eines neuen konventionellen Gefühls und Einverständnisses: das Pulver anzusehen als ein Gift. *Frauen,* ihr werdet hier allmächtig wirken können!

Laßt uns überall zusammentreten, — hier vereinigte sich die Welt.

Seht rings, wie es eilt! wie es eilt, daß noch vor den guten Zielen auch der *Weg* gut werde! Daß er vom Tode frei sei! Denn untrennbar führt nur das Gute zum Guten.

Oscar Levy:

NIETZSCHE IM KRIEG

Eine Erinnerung und eine Warnung

Es war in England — ganz am Anfange des Krieges, am 18. August 1914, wenn ich nicht irre — als ich des Morgens im Briefkasten meines Londoner Hauses eine Nummer der Edinburger Zeitung „The Scotsman" entdeckte, in der mit blauem Stifte ein Artikel angestrichen war. Er handelte über „Nietzsche und der Krieg" und hatte einen schottischen Geistlichen zum Verfasser, der zu beweisen versuchte, daß die heidnische, antichristliche Gesinnung Nietzsches, seine Verachtung aller landläufigen Moral, seine Predigt des Willens zur Macht und seine Verherrlichung des Übermenschen den Deutschen den Kopf verdreht und sie zum Überfall des kleinen Belgien und zur Aussendung von vier Kriegserklärungen in einer Woche veranlaßt habe. Auf dem Rande der Zeitung stand geschrieben: "*You* have brought this poison to England" („*Sie* haben dieses Gift nach England gebracht").

Es braucht deutschen Lesern nicht erst versichert zu werden, daß diese Beschuldigungen aus der Luft gegriffen waren: es ist bei uns nicht unbekannt, daß der Philosoph Nietzsche auf die amtliche Politik der Wilhelmstraße von Bismarck bis Bethmann keinen nennenswerten Einfluß ausübte, daß er vielmehr wegen seiner Angriffe auf die Religion von den führenden deutschen Kreisen abgelehnt wurde, und daß er auch — trotz der Feldausgaben des „Zarathustra" — zu den seltneren Bildungsgepäckstücken der deutschen Feldsoldaten gehört. Aber so falsch wie der übrige Inhalt des Artikels war, so richtig war die Randbemerkung des anonymen Absenders: ich war in der Tat der Herausgeber der autorisierten englischen Übersetzung von Friedrich Nietzsches gesammelten Werken.

Es war dies eine Würde, auf die ich in gewöhnlichen Zeiten ziemlich stolz gewesen war, aber die Zeiten waren eben nicht mehr

gewöhnlich und die Würde wurde zur Bürde. Denn es dauerte nicht lange, so brach in den Zeitungen ein furchtbarer Sturm gegen Nietzsche los. Die Intellektuellen Englands, Irlands und Schottlands, zu denen ein gut Teil Fromme gehören, aber auch eine große Anzahl jener sogenannten Freidenker, die Nietzsches Weltanschauung ebenfalls verletzt, hatten schon lange mit einer Art verwunderten Unbehagens auf die kleine kecke Schar derer gesehen, die da in ihrer Mitte eine neue Bewegung hervorgerufen, andere Maßstäbe angelegt und altes Überkommenes zu kritisieren und zu ridikulisieren versucht hatte — und das in einer Art und Weise, die von der Würde (und Langeweile) der landesüblichen Gelehrsamkeit bedenklich abstach. Jetzt war die Zeit der Revanche gekommen für manches, das man hätte herunterschlucken müssen, ohne sich öffentlich verteidigen zu können, denn der öffentlichen Diskussion unserer Ansichten war man möglichst ausgewichen, um nicht die Aufmerksamkeit der stets gafflustigen Menge noch mehr auf uns zu lenken. Nun aber fühlte man plötzlich den Wind in den Segeln, und der langaufgestapelte Groll konnte direkt auf sein Ziel losgelassen werden.

Für uns Nietzschejünger in England galt es jetzt, uns unserer Haut zu wehren, denn England ist, und das in weit ausgeprägterem Maße als Deutschland, ein Land der öffentlichen Meinung. „Oeffentliche Meinung — private Faulheit" hatte zwar einst Nietzsche gesagt, gerade als ob er die Ereignisse von 1914 und den Mißbrauch seines Namens seitens einer unverständigen Menge vorausgesehen hätte. Dieses wahre und ironische Wort hindert aber nicht, daß die öffentliche Meinung in England (und gar in Amerika!) eine furchtbare Macht ist, eine Macht, die dem, der sie gegen sich hat, böse Stunden und sogar Tage und Nächte bereiten kann. Der Refrain Nietzsche, Treitschke und Bernhardi grollte uns aus den Spalten aller Blätter und Revuen, von der altehrwürdigen Tory-Wochenschrift „Spectator" bis zur „aufgeklärten" liberalen „Daily News" entgegen. Begeisterte Kanzelredner und Politiker und entrüstete Dichter und Romanschriftsteller „lüfteten" in ihnen ihre Ansichten: Der poeta laureatus Sir Robert Bridges verglich in einem in der „Times" veröffentlichten Gedichte England mit Christus und Deutschland mit dem Antichrist, als den sich sein führender Philosoph Nietzsche öffentlich und schamlos ausgegeben habe. In Piccadilly, der fashionablen Londoner Geschäftsstraße, stellte ein Buchhändler die 18 Bände unserer Ausgabe ins Schaufenster, und darüber stand in großen Lettern geschrieben: "The Euro-Nietzschean War. Read the Devil, in order to fight him the better" („Der Nietzsche-Europa-Krieg. Lest den Teufel, um

ihn besser bekämpfen zu können!") Selbst der sonst so gemütliche „Punch", der sich in den ersten Monaten des Krieges selber ein wenig über die Patriotitis seiner Landsleute lustig gemacht hatte, ließ bei dem Namen Nietzsche die zu breitem Lachen nach oben gezogenen Mundwinkel plötzlich hängen und verkündigte unter Stirnrunzeln: "One touch of Nietzsche makes the whole world sin" („Eine Berührung mit Nietzsche macht die ganze Welt zu Sündern") — eine Verdrehung des englischen Sprichwortes: "One touch of nature makes the whole world kin" („Eine Berührung mit der Natur macht die ganze Welt zu Brüdern") . . .

Jawohl, es galt sich jetzt zu wehren, und das mitten im Kriege, in diesem Kriege, wo nicht nur die Gesetze, sondern auch die menschliche Vernunft zum Schweigen verurteilt ist. Es war nicht leicht, denn fast alle maßgebenden Blätter refusierten zunächst unsere Berichtigungen: die Parole des schottischen Geistlichen hatte anscheinend „oben" Karriere gemacht und war S. M. aller getreuesten Journalisten als offizielle Direktive ausgegeben worden. Ob die Leute, die sie ausgaben, mehr von Nietzsche gelesen hatten als jenen Brief des schottischen Geistlichen, weiß ich nicht. Ich weiß nur das eine, daß die Bibliothek des House of Lords ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges noch nicht in dem Besitze meiner Ausgabe war. Da ich befürchtete, die hohen Herren würden dieses für sie so nützliche Gegengift gegen den damals noch staatsgefährlichen Lloyd George und andere Demokraten übersehen, habe ich sie selbst einst dem Oberhause geschenkt und dafür auch vom Bibliothekar einen schönen Dankbrief erhalten. Ich habe ihn mir sorgsam aufbewahrt, weniger zur Erinnerung an meine eigene Generosität, wie an die Mentalität der stolzesten Aristokratie der Welt, die sich das einzige Mittel zu ihrer Rettung auch noch von einem krassen "outsider" schenken lassen mußte.

Zu Ehren der Nietzschefreunde in England sei es gesagt, that they stuck to their gun (daß „sie an ihrer Kanone kleben blieben", das heißt, sie nicht im Stiche ließen), wie der hübsche englische Kriegsausdruck lautet, und daß dank ihrer Zähigkeit und intellektuellen Sauberkeit der Giftgasangriff der englischen Literaten und Politiker abgeschlagen wurde. Es waren doch einige sehr resolute Gesellen unter diesen meinen Kameraden von der Nietzsche-Übersetzung und solche, die nicht ohne weiteres, wie Bismarck einst von seinen Diplomaten verlangte, einschwenkten wie die Unteroffiziere. Der alte Thomas Common, der Übersetzer des „Zarathustra", schrieb an den „Scotsman": „Aus Nietzsche durch Herausreißung einzelner Zitate einen deutschen Jingo und Pan-

germanisten zu machen, ist sehr wohl möglich – es ist aber ebensogut möglich, aus der Bibel durch kluge Manipulationen den Atheismus nachzuweisen, denn in ihr stehen die Worte: „Es gibt keine . . . . Götter" – das Wort „anderen" und das folgende „außer mir" läßt man einfach weg". Ein anderer meiner Freunde, der Ire J. M. Kennedy, der Übersetzer der „Morgenröte" und Verfasser der „Quintessence of Nietzsche", protestiert in einer neuen Auflage seines Werkes ebenfalls gegen die politische Ausschlachtung des deutschen Philosophen: es wurde zu billigem Preise auf den Markt gebracht und in England und Amerika zu tausenden von Exemplaren verkauft. A. R. Orage, der kühne Herausgeber des "New Age", dessen zehnjähriger treuer Unterstützung wir nicht zum mindesten unseren Erfolg in England verdankten, hörte nicht auf, die englischen Patrioten wegen ihrer Teufelsanklägerei zu verspotten. Auch Bernard Shaw nahm in seinem „Common Sense about the War" die philosophisch-politischen Dilettanten Alt-Englands aufs Korn. Unseres transatlantischen Bundesbruders H. L. Mencken muß hier besonders gedacht werden, jenes hochgeachteten Schriftstellers der Union, der derselben Familie wie die Mutter Bismarcks entstammt, und der trotz der vergessenen deutschen Muttersprache sich um so besser amerikanisch auszudrücken versteht und so bei dieser Nietzsche-Affäre seinen Landsleuten mit einigen jener kräftigen Ausdrücke dienen konnte, die dort drüben eine bessere Wirkung ausüben als das geschniegelte und gebügelte Englisch von Oxford und Cambridge. Wir hatten sogar unsere Jeanne d'Arc und eine, die bei dieser Gelegenheit die bei Frauen so seltene satirische Feder zu führen verstand und mittels ihrer so manchen schwer gewappneten Literaturkritiker ihres Landes niederstreckte: und darum auch ihr einen schönen Gruß über den Kanal, ihr, meiner tapferen und lieben Feindin — Miß Beatrice Marshall!

So wurde dieser ernst gemeinte, auf Durchbruch angelegte Angriff abgeschlagen. Als das Trommelfeuer verstummt, der Gegner verschwunden, der literarische Schützengraben wieder gesäubert war und im Unterstande wieder die Tabakspfeifen zu dampfen begonnen hatten, erschienen auch die höheren Chargen, die sich bisher sorgsam hinter der Front gehalten hatten, und versicherten uns gewöhnlichen Soldaten, wie sehr sie unsere Feinde verachteten. Professor A. Wolf vom University College in London veröffentlichte zur Verteidigung Nietzsches seine sechs Vorlesungen; Mr. John Dewey, der Philosophieprofessor der Columbia-Universität in New-York, wies in seinem Buche "German Philosophy and Politics" schlagend nach, daß Kant die deutsche Psyche weit mehr

beeinflußt habe als Nietzsche; Leo Heller, Professor der modernen europäischen Literatur an der Universität Washington, erzählte in seinen "Prophets of dissent" seinen Landsleuten, daß zwischen Nietzsche und Treitschke doch ein großer Unterschied bestände. Mit Intelligenzen, die Nietzsche und Treitschke in einem Atem nennen konnten, hatten wir uns herumschlagen müssen!

Und jetzt, nachdem Engländer, Amerikaner und Franzosen sich eines Besseren besonnen und sich ihrer politisch-philosophischen Escapaden zu schämen begonnen haben, wird in Deutschland eine Nietzsche-Gesellschaft gegründet: „Für Kriegsarbeit im Sinne von Nietzsches Willen zur Macht, für Einsetzung eines starken deutschen Friedens, der ein machtvolles Deutschland verbürgt".

Hier möchte auch ich mit etwas „einsetzen", nämlich mit einer Warnung. Einer Warnung, nicht etwa vor einem starken deutschen Frieden, einem Frieden, der so gut wie möglich auszufallen hat — denn darüber gibt es keine Diskussion. Wohl aber vor dem Mittel, das benutzt werden soll, um diesen Frieden zu erreichen, — denn dieses Mittel ist falsch. Es geht nämlich wirklich nicht an, Nietzsche als Sturmbock für patriotische Zwecke zu benutzen — es geht aus dem einfachen Grunde nicht, weil dieser Sturmbock einst gegen die Vaterländerei den schärfsten aller Proteste eingelegt hat. Und nicht nur gegen *die* Vaterländerei, sondern gegen sein eigenes Vaterland. Eine fürchterliche Ahnung beschleicht mich hier: sollte es dieser deutschen Nietzsche-Gesellschaft so gegangen sein wie dem englischen Oberhause — sollte sie Nietzsche niemals gelesen haben? Hat sie vielleicht keine Ahnung von diesem Denker, der die Deutschen „ohne Sinn, ohne Substanz, ohne Ziel" findet, der „diese Rasse nicht ausstehen kann", dessen „Verdauung schon beim Anblick eines seiner Landsleute gestört wird", dieser Landsleute, die „in geistigen Dingen immer träger und instinktärmer werden", sie, „die den Willen zur Macht (zum Reich) so gut ohne Verdauungsbeschwerden herunterschlucken wie das Evangelium der Armen", sie, die „alle Kulturverbrechen gegen Europa auf dem Gewissen haben"? . . . . Oder wollen diese Patrioten durchaus *alles* wahrmachen, was Nietzsche einst prophezeite, einschließlich jener Worte, die er im „Ecce Homo" über den Fall Wagner schreibt: „Die Deutschen sollten sich noch einmal unsterblich an mir vergreifen und verewigen! Es ist gerade noch Zeit dazu. Ist das erreicht? Zum Entzücken, meine Herren Germanen: ich mache Ihnen mein Kompliment!"

Geben wir doch der Wahrheit, der in diesem Falle unschmackhaften Wahrheit die Ehre: Nietzsche hat die Deutschen bitter gehaßt, er haßte sie aus Liebe zu seinem Ideal, das ein euro-

päisches war. Vielleicht wäre er heute mit ihnen mehr zufrieden, als zu seinen Lebzeiten, denn eines seiner Verzweiflungsmittel, um der europäischen Dekadenz Herr zu werden, war die brutale Medizin eines langen und gefährlichen Krieges, und diesen Krieg — wahrhaftig! — ihn haben seine so bitter getadelten Deutschen zu führen verstanden. Vielleicht hätte Nietzsche darum vor den heutigen Deutschen mehr Respekt als vor ihren Vätern, deren „erbärmliches Behagen" ihm so sehr auf die Nerven ging: das war eben doch, wie der Krieg bewiesen hat, nur eine Oberflächenerscheinung. Und dennoch: auch die heutigen Deutschen können sich nimmermehr auf einen Philosophen berufen, der bezweifelte, daß ihr großer Waffenerfolg von 1870 etwas zu Gunsten der deutschen Bildung bewiese; der keck erklärte, er habe in Europa nur eine Heimat, und die hieße Paris; der allen nationalen „Neurosen" kühl bis ans Herz hinan, d. h. genau so wie einst Goethe den Freiheitskriegen, gegenüberstand?

Nein, auf Nietzsche dürfen sich auch die modernen Deutschen nicht berufen: auch sie müssen auf ihre anderen und echten Schutzpatrone zurückgreifen, wenn sie ehrliche Vaterlandspolitik treiben und einen starken deutschen Frieden auf Grund philosophischer Anschauungen zu erzwingen hoffen. Es gibt ja genügend deutsche große und kleine Philosophen — von Fichte bis Chamberlain — deren Satzungen und Aussprüchen sie nicht erst Gewalt anzutun brauchen, die sie vielmehr direkt und ohne Umprägung als literarische Munition gegen ihre Feinde verwenden können. Nur mit Nietzsche ist hier nichts anzufangen, denn dieser steht auf einer ganz anderen Warte. Nietzsche nämlich ist zu gut dazu, im einseitigen Interesse eines Vaterlandes ausgebeutet zu werden: er ist zu etwas Höherem bestimmt — zur Verständigung zwischen den verschiedenen Vaterländern. Heute aber ist es dazu noch zu früh, denn heute klirren noch die Waffen, grollen die Geschütze, zischen die Torpedos und alles, was seine heutigen Jünger tun können und tun müssen, ist, zu verhindern, daß er von voreiligen Händen und Gemütern in einen aussichtslosen Kampf gezogen werde. Aber seine Zeit wird einst kommen, seine Stunde wird mit mächtigem Glockenschlage eingeläutet werden, und zwar dann, wenn die Patrioten eingesehen haben werden, daß man zwar alles mit Bajonetten machen, aber sich nicht darauf setzen kann; wenn sie begriffen haben, daß die Macht des Schwertes zwar groß, aber nicht groß genug ist, um die Versöhnung zu erzwingen; wenn sie zu ahnen begonnen haben, daß kein Soldat oder Diplomat oder Kaufmann — weder Schwert, noch Feder, noch Gold — die Herzen der heutigen Menschen öffnen kann, jene feindlichen

Herzen, die sich voneinander abgewandt und voreinander verschlossen haben, wie Blüten, über die der eisige Nordwind strich. Und wenn alle jene, die die Welt mit blutigem Messer oder mit politischen Pflastern oder mit kommerziellen Vernunftspillen heilen wollten, abgewirtschaftet haben werden, dann — aber erst dann! — wird Nietzsche im Dienste seines Vaterlandes zu verwenden sein, aber dann nicht nur im Dienste *seines* Vaterlandes, sondern in dem *aller* Vaterländer.

Denn Nietzsche lagen nicht die politischen Gegensätze, nicht die Gegensätze zwischen Preußen und Frankreich oder die zwischen Deutschland und Europa am Herzen, sondern, genau wie seinem großen und von ihm so geliebten Vorgänger Goethe, nur die zwischen Kultur und Barbarei. Als Künstler, als Dichter, als Psychologe, als Kulturphilosoph gewann er so nicht nur zu den Besten einer Nation, sondern zu den Besten vieler Nationen ein Verhältnis; und dieses Verhältnis kann in Zukunft mehr zur Anknüpfung der abgerissenen Bande beitragen, wie die bekannte Politik der gepanzerten Faust, die den Panzer nicht nur um die Faust, sondern auch um Herz und Hirn legt, mehr aber auch wie alle jene Phantastereien von kommenden Völkerligen (Völkerlügen!) und Freundschaftbünden, die heute wieder drohend am Horizonte der Zukunft auftauchen. Völkerbünde sind keine Realpolitik, und selbst die Realpolitik ist keine Realpolitik, weil sie das vergißt, was das Realste an jeder Politik sein sollte, nämlich — den Geist. Nietzsche hat den nicht vergessen, und darum hat seine Politik — die Politik eines Dichter-Philosophen — nicht denselben schmählichen Bankerott gemacht, wie jene der „auf dem Boden der harten Tatsachen stehenden" Politiker und Nationalökonomen. Im Gegenteil: gerade während des Weltkrieges hat sie ihre erste Probe bestanden. Denn die kleine geistige Internationale, die in den verschiedenen feindlichen Ländern zu dem Umwerter aller Werte steht, ist nicht auseinander gebrochen — zum Unterschied von allen anderen Internationalen, von der roten wie der schwarzen, von der goldenen wie der wissenschaftlichen, von der dynastischen wie der diplomatischen. Warum gerade sie nicht abbrach, warum gerade Nietzsche den entfesselten Elementen trotzen konnte, das ist vielleicht ein Wunder, größer als jenes des heiligen Nepomuk, der einst bei der Wegschwemmung der Moldaubrücke auf seinem einsamen Pfeiler in der Mitte des Flusses stehen blieb, größer deswegen, weil Friedrich Nietzsche ja nicht, wie jener Heilige von Prag, unter dem besonderen Schutze der Vorsehung gestanden haben kann . . . . Aber es ist ein Wunder nur für

die Ungläubigen des Geistes . . . Und daß die Jünger Zarathustras des Gottlosen nicht ganz der Ritterlichkeit und der Menschenliebe vergaßen, und trotz der Feindschaft ihrer Völker zueinander standen, während die berufenen Pächter dieser Menschenliebe, während die sämtlichen frommen Internationalen, einschließlich der Jesuiten und Zionisten, auseinanderfielen und sich gelegentlich sogar als Verbrecher titulierten — das ist ein anderes Wunder oder Rätsel, das der Kulturgeschichte der Nachwelt zur Lösung überlassen bleibt, das aber der Menschenkenner der Mitwelt schon heute erraten wird.. Genug: die Brücke ist nicht hinweggeschwemmt, sie existiert wie im Frieden, und sie kann nach dem Kriege von ein paar internationalen Pionieren (man nannte sie vor dem Kriege „vaterlandslose Gesellen") wieder benutzt werden. Unter der einen Bedingung: daß die nationalen Fanatiker, die völkischen Enthusiasten, die erregten Vaterlandsderwische sich hübsch beiseite und auf ihren beiderseitigen Ufern halten.

Nietzsche darf nicht gegen das Deutschtum von England — aber auch nicht für das Deutschtum von Deutschland ausgebeutet werden. Wir, die wir die Engländer bekämpft haben, weil sie seinen Namen in den Schmutz dieses Krieges zogen, um die teuflische Gesinnung ihrer Feinde nachzuweisen, wir wollen es auch den Deutschen verwehren, diesen toten Cid, der im Leben nichts von ihnen wissen wollte, nach seinem Abscheiden aufs Pferd zu setzen, um die Gegner zu schrecken, um einen „machtvollen deutschen Frieden zu erzielen". Wir protestieren gegen jeden Mißbrauch seiner Worte, im Namen seines Gedächtnisses, das uns teuer ist, im Namen der intellektuellen Ehrlichkeit, die er geübt und gelehrt hat, im Namen aber auch und im Interesse Europas, das er liebte und das nach soviel Hader und Bruderzwist wieder des Friedens und der Versöhnung bedarf.

(August 1918.)

DAS WEISSE BRETT

Lektüre

Aus der *Geschichte der französischen Revolution von Jaurès:* „Robespierre ist sehr schuldig, er hat zur Verfinsterung der Geister in jenen tragischen Tagen beigetragen. Wie ruhmvoll wäre es für das bedrohte Frankreich gewesen, hätte es in der Stunde seiner größten Gefahr seinen klaren Geist, seine hellsichtige Entschlossenheit bewahrt. Ich verabscheue sie, die ihm diesen höchsten Ruhm geraubt haben. Ich verabscheue sie, die auf die beunruhigten Gemüter auch noch die finstere Verleumdung herabbeschworen und Tag und Nacht zu einem zweifelhaften Chaos vermischt haben: wenn die strahlende Freiheit diesem Chaos entsteigt, wird sie die Albernheit und den Haß in Fetzen hinter sich herziehen." Der Terror ist der gleiche, wer ihn auch ausübe, der gleiche immer in seinem Wesen und also auch in seinen Folgen. Jeder Diktator handelt wie Robespierre, wenn er auch nur selten ein Robespierre ist.

*

Eine Forderung Jakob Burckhardts für die *politische Erziehung* des Menschen: „Der Geist muß die Erinnerung an sein Durchleben der verschiedenen Erdenzeiten in seinen Besitz verwandeln. Was einst Jubel und Jammer war, muß uns Erkenntnis werden, wie eigentlich auch im Leben des einzelnen."

*

Kriegsbrauch . . auch im Bürgerkrieg. Zu lesen in den Essais von Montaigne: „So ist der Kriegsgebrauch entstanden, die hartnäckige Verteidigung einer Festung mit dem Tode zu bestrafen, wenn der Platz nach den Regeln der Kriegskunst nicht behauptet werden durfte. Würde doch sonst jedes Nest sich herausnehmen, ungestraft eine ganze Armee aufzuhalten.

Als der Connétable von Montmorency bei der Belagerung von Pavia . . . durch einen hartnäckig verteidigten Brückenkopf aufgehalten wurde, ließ er nach der Eroberung alles hängen, was darin angetroffen wurde; und nachher, als in dem eroberten Schloß Villane die Wut der Soldaten alles in Stücke gerissen hatte, mit Ausnahme des Kommandanten und seines Fähnrich, ließ der Connétable auch noch diese hängen und würgen, aus dem eben erwähnten Grunde.

. . . . Da aber die Größe oder Schwäche eines verteidigten Platzes nur im Vergleiche mit der Macht des Belagerers . . . eingeschätzt werden kann, und dabei auch die Größe und das Ansehen des angreifenden Monarchen und der Respekt, den man ihm schuldet, mit in die Wagschale fällt, so entsteht die Gefahr, daß die Wage sich etwas zu stark nach dieser Seite hin neige; und es geschieht nur zu leicht, daß ein Angreifer eine so große Meinung von sich und seinen Kräften hat, daß es ihm als unvernünftige Anmaßung erscheint, wenn irgend jemand sich für würdig halten könnte, ihm Trotz zu bieten. Solche lassen dann, wo immer sie Widerstand finden, alles durch ihr Schwert kurz und klein hauen: solange eben ihr Kriegsglück es gestattet."

Im Frühjahr 1855. . . Im vierten Band seiner kürzlich erschienenen Disraelibiographie berichtet Burka über den Krimkrieg: Im Frühjahr 1855 trat in Wien eine Friedenskonferenz zusammen, welche dem Krimkriege ein Ende machen sollte. Rußland war bereit, drei Forderungen seiner Gegner anzunehmen, nur die vierte lehnte es ab. Es wollte sich nämlich nicht verpflichten, seine Kriegsflotte im Schwarzen Meere fortan einzuschränken. Disraeli, damals Führer der Opposition, erklärte, eine solche Verpflichtung eines souveränen Staates sei auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten, daher praktisch völlig wertlos. Doch die Westmächte bestanden auf ihrer Forderung, Rußland auf seiner Ablehnung. Deshalb mußte der Krieg noch ein Jahr lang fortgesetzt werden. Endlich gab Rußland nach, um diese Konzession schon 1871 eigenmächtig zurückzunehmen. Wozu hatten England und Frankreich noch ein Jahr lang Tausende von tapfern Menschen und Hunderte von Millionen Franken geopfert?

Wer spricht so? *Lenin oder Nietzsche:* „Wie? Das Wesen des wahrhaft Moralischen liege darin, daß wir die nächsten und unmittelbarsten Folgen unserer Handlungen für den andern in's Auge fassen und uns darnach entscheiden? Dies ist nur eine enge und kleinbürgerliche Moral: wenn es auch Moral sein mag: aber höher und freier scheint es mir gedacht, auch über diese nächsten Folgen für den anderen *hinwegzusehen* und entferntere

Zwecke unter Umständen *auch durch das Leid des andern* zu fördern, — z. B. die Erkenntnis zu fördern, auch trotz der Einsicht, daß unsere Freigeisterei zunächst und unmittelbar die andern in Zweifel, Kummer und Schlimmeres werfen wird. Dürfen wir unsern Nächsten nicht wenigstens so behandeln, wie wir uns behandeln? Und wenn wir bei uns nicht so eng und kleinbürgerlich an die unmittelbaren Folgen und Leiden denken: warum *müßten* wir es bei ihm tun? Gesetzt, wir hätten den Sinn der Aufopferung für uns: was würde uns verbieten, den Nächsten mit aufzuopfern? — so wie es bisher der Staat und der Fürst taten, die den einen Bürger den andern zum Opfer brachten, „der allgemeinen Interessen wegen", wie man sagte. Aber auch wir haben allgemeine und vielleicht allgemeinere Interessen: warum sollten den kommenden Geschlechtern nicht einige Individuen der gegenwärtigen Geschlechter zum Opfer gebracht werden dürfen, so daß ihr Gram, ihre Unruhe, ihre Vezweiflung, ihre Fehlgriffe und Angstschritte für nötig befunden würden, weil eine neue Pflugschar den Boden brechen und fruchtbar für alle machen solle? — Endlich: wir teilen zugleich die Gesinnung an den Nächsten mit, in der er *sich als Opfer fühlen* kann, wir überreden ihn zu der Aufgabe, für die wir ihn benützen. Sind wir denn ohne Mitleid? Aber wenn wir auch *über unser Mitleid hinweg* gegen uns selber den Sieg erringen wollen, ist dies nicht eine höhere und freiere Haltung und Stimmung als jene, bei der man sich sicher fühlt, wenn man herausgebracht hat, ob eine Handlung dem Nächsten *wohl oder wehe tut?* Wir dagegen würden doch durch das Opfer — in welchem *wir und die Nächsten* einbegriffen sind — das allgemeine Gefühl der menschlichen Macht stärken und höher heben, gesetzt auch, daß wir nicht Mehr erreichten. Aber schon Dies wäre eine positive Vermehrung des *Glücks.* – Zuletzt, wenn dies sogar - - doch hier kein Wort mehr! Ein Blick genügt, ihr habt mich verstanden."

René Schickele:

ABSCHWUR.

Ich schwöre ab:
jegliche Gewalt,
jedweden Zwang,
und selbst den Zwang,
zu andern gut zu sein.
Ich weiß:
ich zwänge nur den Zwang.
Ich weiß:
das Schwert ist stärker,
als das Herz,
der Schlag dringt tiefer,
als die Hand,
Gewalt regiert,
was gut begann,
zum bösen.

Wie ich die Welt will,
muß ich selber erst
und ganz und ohne Schwere werden.
Ich muß ein Lichtstrahl werden,
ein klares Wasser
und die reinste Hand,
zu Gruß und Hilfe dargeboten.

Stern am Abend prüft den Tag,
Nacht wiegt mütterlich den Tag.
Stern am Morgen dankt der Nacht.
Tag strahlt.

Tag um Tag
sucht Strahl um Strahl,
Strahl an Strahl
wird Licht,
ein helles Wasser strebt zum andern,
weithin verzweigte Hände
schaffen still den Bund.

Bedeutend erweitert und in neuer Ausstattung erschien in zweiter Auflage:

DIE MUSIK DER SCHLACHTEN

AUFSÄTZE ZUR PHILOSOPHIE DES KRIEGES

VON

HELLMUTH FALKENFELD

Geheftet 5.– Mark
In hübschem Halbleinenband 7.– M.

Aus dem Inhalt:

Der Krieg und die Dichtung / Die Philosophen des Krieges / Die Musik der Schlachten / Begriff der Zeit / Mozart und der Krieg / Der Tod und das Ich / Die Metaphysik des Helden / Tod und Freiheit

Vossische Zeitung: Eines der ehrenwertesten und ehrwürdigsten Geistesprodukte dieses Krieges . . .

Frankfurter Zeitung: Insgesamt bietet das Werk eine lesenswerte und anregende Sammlung von feingeschliffenen, scharf durchdachten, kantisch orientierten Essays.

B. Z. am Mittag: Zwischen Kant und Mozart verankert, entwickelt das Buch wirkliche philosophische Ideen . . .

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

GEDICHTE VON

BRUNO SCHÖNLANK

Soeben erschien:

Blutjunge Welt

Mit einer Umschlagzeichnung von MARTHA SCHOEPS

1,80 M., geb. 2,80 M.

Bruno Schönlanks Gedichte sind Gedichte der Zeit, geboren und getragen von einer inbrünstigen, reinen Liebe zu den Menschen und voller Hingabe an alle, die da mühselig und beladen sind. Die Wucht proletarischen Mitgefühls, das zärtlich ist und hart zugleich, das mütterlich besänftigt und in männlichstem Trotz aufbegehrt, der Schwung ungekünstelter Schwermut stürzt seine Verse aus innerstem Erleben empor. Schönlank ist Jugend, die für Freiheit der Menschen schafft und blutet, und seine Fülle strömt sich aus in Worten, die alle Fühlenden seiner Zeit forttragen müssen.

In zweiter Auflage erschien:

In diesen Nächten

Mit einer Umschlagzeichnung von ADOLF PROPP

4,50 M., geb. 6,— M.

Diesem Erstlingswerke eines ganz jungen, sehr rein und tief empfindenden Menschen wohnt eine eigentümlich werbende Kraft inne. Nichts in diesem Buche ist weithergeholt oder gewaltsam in seine Form gepreßt. Eine Seele ist von den Erscheinungen des Lebens, Not und Krieg, Landschaft und Liebe im Tiefsten angerührt; schlicht selbstverständlich fließende Verse haben diese Bilder aufgenommen, und das Gefühl des Lesers schwingt in ihren schönen Rhythmen mit. Das Buch hat schon heute einen Kreis von Menschen, die ihm zu danken haben, weil Vieles, das Alle betrifft, hier als Erlebnis eines Einzelnen Form gewonnen hat. Besonders die Jugend dieser Zeit ist ihm verwandt und bekennt sich zu ihm.

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

SECHSTER JAHRGANG 1919
QUARTAL JULI-DEZEMBER

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

INHALTSVERZEICHNIS

I.

AUFSÄTZE UND GLOSSEN

	HEFT	SEITE
Ernst Bloch: Über das noch nicht bewußte Wissen	VIII	355
Ernst Bloch: Zur Rettung von Georg Lukàcs	XII	529
Paul Colin: Die neue Stunde (Lesebuch)	VIII	375
Carl Ehrenstein: Flüchtige Skizze	VIII	367
Georg Gretor: Jugendbewegung in Amerika	IX	425
Oscar Guttmann: An meine lieben Proleten	XI	518
Ferdinand Hardekopf: Mühsam	IX	401
Daniel Henry: Vom Sehen und vom Bilden	VII	315
Kurt Kersten: Den Bewohnern der zerstörten Gebiete	X	453
Kurt Kersten: Georg Forster	XII	547
Harry Graf Keßler: Nationalität	XII	531
Eduard Lachmann: Flandern 1917	XII	556
Rudolf Leonhard: Endkampf der Waffengegner (Lesebuch)	VII	324
J. R. Macdonald: Die unabhängige Arbeiter-Partei in England	X	445
Hartmuth Merleker: Die letzten Stunden	X	471
Hermann Scherchen: Tonalitätsprinzip	X	460
René Schickele: Nachwort	X	433

	HEFT	SEITE
René Schickele: Schicksal	X	439
René Schickele: Weißes Brett	VII	331
René Schickele: Weißes Brett	VIII	381
René Schickele: Weißes Brett	IX	430
René Schickele: Weißes Brett	XII	573
Anna Siemsen: Die Suggestion der Gewalt	IX	415
Leo H. Wolf: Tod (Memento)	VII	327

II.

GEDICHTE

Otokar Březina: Sommersonnenwende	VII	323
E. W. Chemnitz: Gedichte aus der Gefangenschaft	VIII	372
Wieland Herzfelde: Rajah	XII	554
Klabund: Enzian	IX	422
Else Lasker-Schüler: Gedichte	XI	496
Jean Arthur Rimbaud: Das besoffene Schiff	VIII	351
Ulrich Steindorff: Gedichte	XI	516
Otto Zarek: Berufung	XI	528
Arnold Zweig: Gedichte	X	456

III.

EPOS UND DRAMA

Wladimir Astrow: Kirejewski	XI	481
R. B. Cunninghame Graham: Der vierte König	XII	564

	HEFT	SEITE
Kasimir Edschmid: Kerstin	IX	385
Douglas Goldring: Der Kampf um die Freiheit. Vierter Akt	VII	289
Walther von Hollander: Grenze der Erfüllung	IX	405
Reinhard Koester: Sybille oder die Frau im Mondlicht	XI	498
Carl Sternheim: Der Rheinländer. Eine Erzählung	VII	303
Carl Sternheim: Der Rheinländer. Eine Erzählung	VIII	337